




UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY


W. Brockmann
HANNOVER

Der gelbe Kater

Hans Bethge

Der gelbe Kater

Novellen



1 · 9 · 2 · 2

Gyldendalscher Verlag Berlin

*

Zweites bis viertes Tausend

*

Den frühen Tagen
in Spanien

Der gelbe Kater

Es war im Sommer, auf einer Fahrt von Marseille nach Veracruz. An Bord befand sich unter den zumeist französischen Passagieren auch ein baumlanger Engländer, der durch sein merkwürdiges Benehmen schnell die Aufmerksamkeit der Mitreisenden erregte. Er sprach mit niemand, aß schweigend bei Tisch, rauchte schweigend seine Shagpfeife, grüßte niemand, kurz, er tat, als ob außer ihm kein Mensch auf dem Schiff vorhanden sei. Wenn er einmal dem Steward einen Auftrag erteilte, bediente er sich der englischen Sprache. Er schien wie die meisten seiner Landsleute keine andere zu verstehen.

Dieser Engländer hatte ein Tier mit an Bord gebracht, das von seiner knochigen Person unzertrennlich schien. Es war ein Kater: mittelgroß, elegant gebaut, mit einem schönen, glänzenden Fell von gelber Farbe, beinahe wie Safran. Nur

die äußerste Schwanzspitze zeigte einen schwarzen Tupfen, als sei sie einmal in Tinte getaucht gewesen. Der Kater war lautlos und phlegmatisch wie sein Herr. Wo der Lange auftauchte, zeigte sich auch der Kater. Die beiden schienen miteinander verwachsen zu sein. Das Benehmen des Langen zu dem Tier war wechselnd. Meist zwar zeigte er sich gleichgültig ihm gegenüber, wie allem Lebenden außer ihm. Er tat, als merke er gar nicht, daß das gelbe Fell zu seinen Füßen herumstrich und sich an ihn schmiegte. Er würdigte es kaum eines Blickes, lockte es nicht an sich und kümmerte sich überhaupt nicht darum. Dies war das Gewöhnliche. Aber er konnte zu Zeiten auch anders sein. Er konnte dem Tier Blicke des Hasses zuwerfen, deren Grund ganz unersichtlich war, denn die Katze war immer nur Demut und Ergebenheit. Zuweilen wies er das gelbe Wesen und seine Liebkosungen durch ein barsches Wort von sich. Er murrte sogar brutale Schimpfworte vor sich hin und konnte das Tier geradezu mißhandeln. Ich habe gesehen, wie er die Katze eines Abends mit

dem Fuß in die Weiche trat, so daß sie taumelnd zur Seite flog. Sie stieß einen Jammerlaut aus, kam aber gleich darauf schnurrend, mit demütigen Augen, zu ihrem Herrn zurück. Und dann das Gegensätzliche: Es gab Stunden, wo der sonderbare Mensch das Tier liebkoste wie ein verwöhntes Kind, wo er es hätschelte, zu sich auf den Schoß oder in den Arm nahm, es anlachte, streichelte, kitzelte, ihm die verliebtesten Kosenamen gab, kurz, sich betrug, wie man es sonst höchstens einem geliebten Menschen gegenüber tut.

Ich muß gestehen, der Engländer und sein Kater waren mir unheimlich. Ich besprach mich mit den Reisegefährten, aber wir konnten auf nichts kommen, was uns das seltsame Verhältnis zwischen dem beinahe stummen Menschen und seinem gelben Begleiter erklärt hätte. Im Grunde war es ja sehr unterhaltend, etwas so Ungewöhnliches an Bord zu haben, man hatte etwas zu beobachten, etwas, wovon man plaudern konnte, etwas, was die Zeit vertrieb, — und das ist schließlich, wenn man während einer längeren Seereise auf den

engen Bereich eines Schiffes angewiesen ist, die Hauptsache. Ich machte mir nun in der Tat einen Zeitvertreib daraus, die zwei zu beobachten. Wie gern hätte ich Näheres gewußt! Aber ein Versuch, mit dem Engländer in eine Unterhaltung zu kommen, scheiterte. Ich sprach ihn eines Tages auf englisch an, er tat ganz verblüfft, musterte mich von oben bis unten, als ob ich ihm eine Beleidigung gesagt hätte, entgegnete nichts, faßte lässig grüßend an seine karierte Reisemütze, ohne sie zu lüften, und verabschiedete sich. Der Kater schlich hinter ihm her.

Ich blickte dem Paar kopfschüttelnd nach. Auf diese Weise war also nichts herauszubekommen. Ich mußte mich auf die Beobachtung allein beschränken, und die, so sagte ich mir im voraus, würde wohl schwerlich irgend eine Enthüllung bringen.

Der Engländer stand sehr früh auf und legte sich meistens spät zu Bett. Der Kater schlief bei ihm in der Kajüte. Nach dem Mittagessen pflegte das sonderbare Paar einen gemeinsamen kurzen

Schlummer auf Deck zu halten. Der Engländer streckte sich dann auf einen der langen, mit Segeltuch bespannten Stühle aus, der Kater hockte sich auf seinen Schoß, schloß zugleich mit seinem Herrn die Augen, und der Schlaf senkte sich auf die zwei Unzertrennlichen. So schien es wenigstens. Ich kam aber bald dahinter, daß es mit dem Schlaf des Katers nicht weit her war. Ich ging allemal, wenn ich meinte, die zwei befänden sich in den Gefilden ihrer tiefsten Träume, langsam promenierend an ihnen vorbei, und allemal sah ich, daß, wenn ich dem Paar am nächsten war, der Kater seine leuchtenden Augen ein wenig öffnete und mich mit den Pupillen, soweit es anging, verfolgte, während sonst sein Körper ohne Bewegung blieb. Der Engländer hingegen schlief wirklich, schnarchte sogar ein wenig, und in der Regel lief ihm aus den Mundwinkeln etwas Speichel herab. Ich mußte denken, daß dieses Bild wie die Karikatur eines verwunschenen Ritters sei, der von einem tückischen Ungetüm bewacht wird.

Der Engländer mied, wie ich schon sagte, durch-

aus die Gesellschaft der anderen Passagiere und suchte sich während seines Aufenthalts auf Deck immer die Stellen aus, wo andere Leute fast nicht hinkamen, meist ganz vorn am Bug oder am Heck. Da stützte er sich mit den Ellenbogen auf die Rampe des Schiffes, paffte aus seiner kurzen Pfeife und starrte hinab auf das schäumende Wasser oder geradeaus in die Ferne. Der Kater saß still neben ihm auf der Kante des Geländers und starrte dahin, wohin sein Herr starrte. Näherte sich irgendein Mensch dem Ort, wo die beiden hockten, so fing das Tier leise zu miauen an, und der Engländer wandte den Kopf. Ich hatte auf diese Weise schon öfter dem Kater Veranlassung gegeben, seine Denunziantenstimme zu erheben, und dem Langen, seinen Kopf zu wenden. Er sah mich dann immer mit gelangweilten Augen einen Moment an, drehte sich wieder um, streichelte den Kater und schmauchte weiter seinen Shag.

Als ich einmal an der Kajüte des Engländers vorbeiging, hörte ich von drinnen einen jämmer-

lichen Lärm. Der Lange erging sich mit erregter Stimme in den gräßlichsten Flüchen, irgend etwas mußte ihn in Wut versetzt haben, und nun mißhandelte er die Katze auf eine offenbar infame Weise, denn das Tier heulte und flennte in allen Tonarten, fast menschlich, wie ein gefoltertes Kind, daß es zum Erbarmen war. Die Szene wollte kein Ende nehmen, immer neue Fluchworte erfolgten, dann Püffe auf das Fell und Jammerlaute aus der Kehle des Katers. Schließlich konnte ich es nicht mehr mit anhören und pochte mit kurzem Entschluß laut an die Kajütentür, obgleich mich das Ganze eigentlich nichts anging. Sofort hörte der Lärm auf und Totenstille trat ein. Ich erwartete, daß sich die Tür nun öffnen und das wutgerötete Gesicht des Engländers erscheinen würde, um mich anzubrüllen und sich ein derartiges unverschämtes Eingreifen in fremde Angelegenheiten zu verbitten. Ich überlegte schon, was ich dem Burschen dann entgegnen wollte. Aber es erfolgte leider nichts, die Tür blieb geschlossen, und die vollkommene Stille dahinter

dauerte fort. Geärgert wandte ich mich nach dem Deck hinauf.

Dies war an einem Vormittag. Am Mittag desselben Tages erschien der Engländer wie sonst bei Tisch, in seinem Wesen unverändert, tranig und phlegmatisch, ohne daß die geringste Spur von einer Erregung an ihm zu erkennen war. Nach dem Essen schlief er wieder mit seiner Katze auf dem Segeltuchstuhl und schien mir im Verlauf des Nachmittags besonders zärtlich zu dem Tier zu sein. Er grinste es öfter an, paffte ihm einmal neckend den Rauch seiner Pfeife ins Gesicht, kraute ihm das Fell, und das Vieh schnurrte.

Der Abend, der diesem Tage folgte, war ein wundervoller Sommerabend. Der Mond schien, es war eine laue, windstille Luft, und das Meer dehnte sich regungslos, silbern überglänzt. Ich begab mich nach dem Abendessen wieder auf Deck und verblieb dort, als sich die anderen Passagiere schon längst in ihre Kajüten zurückgezogen hatten. Der Abend war zu schön, ich konnte mich von dem besternten Himmel und dem schimmernden

Meere nicht trennen. Ich rauchte eine Virginia, lehnte an der weißgestrichenen Reeling und sah hinaus. Das Stuckern der Maschine und das leise, seidene Rauschen des Wassers unten an der Flanke des Schiffes waren die einzigen Geräusche, die vernehmbar waren. Mitunter allerdings auch ein dumpfes Wort des Steuermanns im Sprachrohr und ein eigentümliches Knarren, das vermutlich von einem Mast herkam. Aus dem klobigen Schornstein zerflatterte einiger Rauch. Die französische Trikolore am Heck des Schiffes, in deren Nähe ich stand, hing müde herab. Das Schiff bewegte sich schnell und ohne das mindeste Schwanken.

Auf einmal hörte ich links neben mir ein leises Miauen. Ich erschrak, sah hin und bemerkte, daß der gelbe Kater auf dem Geländer mir langsam entgegenschlich. Sein großer Körper bildete eine deutliche Silhouette an dem nächtlichen Himmel, und seine Augen funkelten gespensterhaft, in einem grünlichen Feuer. Ich rührte mich nicht von der Stelle und nahm es mit klopfendem Herzen wahr,

daß das Vieh mir näher und näher rückte. Endlich saß es dicht neben meinem linken Ellenbogen, glotzte mich mit seinen schillernden Augen an, machte einen Buckel und fauchte. Ich blieb, wo ich stand. Warum hätte ich auch vor einer Katze Reißaus nehmen sollen? Da erhob das Tier die Tatze und krallte mich, ohne daß ich es hindern konnte, mit einem schnellen Griff ins Gesicht. Das war denn doch zuviel. Die Galle ging mir über, und es wurde mir geradezu eine Lust, diesem gelben Vieh meinen Haß und meine Verachtung zu zeigen. Ich stieß mit der Faust nach ihm, aber es war, als ob ich gegen einen Stein stieß, denn der Kater rührte sich nicht. Das ärgerte mich noch mehr, und ich stieß nun heftiger zu. Der Kater miaute, ließ nicht ab, mich anzufunkeln, und schien von den Schlägen nicht im mindesten berührt zu sein. Ich wurde wütend und schleuderte dem Biest meine brennende Zigarre ins Gesicht. Es schüttelte sie ab und blieb hocken. Nun nahm ich einen der kleinen Klappstühle, wie sie auf Deck herumzustehen pflegen, und schlug damit auf das

Tier los, aber mit aller Wucht. Es blieb sitzen, miaute und ertrug die Schläge in Gleichmut. Endlich hieb ich so rasend auf die Katze ein, daß jedes andere Tier dadurch zu Musbrei geworden wäre: an diesem Kater prallte alles ab, er blieb unbewegt an der gleichen Stelle auf der Reeling sitzen, und es war, als ob ich auf Stein oder Eisen schlüge. Mir stand schon der Schweiß im Gesicht vor Erregung, und ich prügelte immer wieder von neuem, mit Aufbietung aller Kräfte, auf die Kreatur ein. Ich fühlte, daß ich schon das eine Stuhlbein an dem Kater zerschlagen hatte, da packte ein eiserner Griff vom Rücken her meinen Arm, so daß ich vom Prügeln ablassen mußte, und als ich mich erstaunt umwandte, stand der Engländer vor mir. Er war völlig ruhig und sagte ohne besonderen Ausdruck im Gesicht:

„Herr, ich verstehe nicht, warum Sie dies Tier so schlagen."

Er sprach es in einem so gleichgültigen Ton, als ob er gesagt hätte: „Guten Abend, wie geht es Ihnen? Sie sehen recht blaß aus."

Ich war durch sein Erscheinen und sein Phlegma so verwirrt, daß ich kein Wort über die Lippen brachte. Ich stand da wie ein begossener Pudel oder wie ein Kind, das man bei einem Bubenstreich ertappt hat, und sah zu, wie der Engländer den Kater auf den Arm nahm und ohne zu grüßen davonging.

Ich wischte mir den Schweiß vom Gesicht, wußte nicht, was ich denken sollte, und taumelte in meine Kajüte hinab, wo ich die Nacht ohne Schlaf zubrachte. Am folgenden Morgen erhob ich mich müde, mit zerschlagenen Gliedern, in der festen Absicht, heute den Engländer zur Rede zu stellen. Ich fühlte mich unglücklich und hatte kaum Mut für den beginnenden Tag. Als ich die Kajütentür öffnete, um meine Stiefel hereinzunehmen, huschte ein gelbes Fell durch die Türspalte zu mir herein. Ich schloß die Tür schnell und sah mich um. Der Kater hatte sich auf den Rand des Bettes geschwungen, saß dort genau in der Weise wie am Abend vorher auf der Reeling, mit einem Buckel und erhobenem Schwanz, und fauchte mich an.

„Warte, Kanaille,“ dachte ich, „jetzt habe ich dich“. Ohne den Blick von ihm abzulassen, öffnete ich den Kasten des Waschtisches, nahm einen geladenen Revolver daraus hervor und zielte. Der Kater sah alles mit an, ohne daß es ihn im geringsten beunruhigte. Ich drückte ab, ein Knall, das Tier überschlug sich und fiel, in den Kopf getroffen, unter einigen Zuckungen herab auf die Dielen. Dort streckte es sich und war tot. Die Kajüte war mit Qualm gefüllt, es war eine Luft zum Ersticken. Ich öffnete das kleine runde Fenster, damit der Qualm einen Abzug fände. Ich blickte hinaus, das grüne Wasser glitt wogend an dem Fenster vorüber. Da, — fast wäre ich umgefallen, ich mußte mich an der Wand festklammern, mein Auge hatte etwas Entsetzliches gesehen. Allmächtiger Gott, was sollte das heißen. Vor mir in dem Wasser hatte ich das Gesicht des Engländers vorbeitreiben sehen, blaß, mit stieren, aufgerissenen Augen, die mich anglotzten, als wollten sie mich töten. Es war keine Täuschung, ich hatte es wirklich gesehen. Als ich mich einigermaßen gefaßt hatte,

stürzte ich zitternd hinauf auf Deck. Dort war alles in Aufregung.

„Der Engländer hat sich über Bord gestürzt!" hieß es. Es schwammen schon Rettungsgürtel auf dem Wasser, das Schiff stoppte, und man ließ ein Boot hinab. Der Körper tauchte zuweilen in dem Kielwasser empor, einmal war das weiße Gesicht zu sehen, einmal ragte ein Bein auf, starr wie ein Windmühlenflügel, so daß es beinahe komisch aussah. Die Rettungsversuche waren vergeblich. Die Leiche tauchte endgültig unter und kam nicht wieder zum Vorschein. Nachdem die Rettungsgürtel wieder aufgelesen waren und das Boot in die Höhe gezogen worden war, setzten wir die Fahrt fort.

Am Abend dieses Tages, in der Dunkelheit, warf ich den Leichnam des Katers ins Meer, seinem Herrn nach. Eine Weile sah ich ihn noch schwimmen auf dem funkelnden Wasser. Dann war er fort. Ohne Kater und ohne Engländer stampften wir weiter, in der Richtung nach Veracruz.

* * *

Vorfrühling

Die Fenster zum Atelier standen geöffnet. Es drang herein wie Verkündigung, wie ein beglückendes Versprechen. Die schrägen Strahlen der Sonne, fast silbern, scheu, von einem Himmel, der weißblau war und sich am Horizont in ein mattes Grau verlief. Die Luft ging frisch, etwas feucht, es hatte die verflossene Nacht geregnet. Die Gardinen bewegten sich sachte wehend hin und her.

Das Atelier lag im obersten Stock, nach einem Platze hinaus, der die Platte eines Hügels bildete und mit Kastanien bestanden war. Man konnte von hier oben den größten Teil der Stadt überblicken, über die Häuser hin, aus denen da und dort die Türme der Kirchen oder Kuppeln öffentlicher Gebäude ragten, über die Fabrikschornsteine fort, bis ins Feld. Nicht immer freilich. Oft lagerten Dunstwolken über dem Häusermeer, welche die schwere Luft nicht emportragen konnte; oft drückten

Nebel darauf, verschoben und verwirrten alles; oft ließ es der Qualm der Fabrikessen nicht zu. Aber wenn es klar war, war es ein ergreifendes Bild, geschaffen für ein empfindendes Auge, wert, sich hinein zu versenken. Von doppeltem Wert aber für einen Künstler. Wer hier wohnte, stand wie ein Herrscher über den andern und durfte mit ungebundenem Blick auf sie hinuntersehen. Er war dem Treiben entrückt und dennoch mitten zwischen ihm. Er hatte über sich und in der Ferne die Freiheiten der Natur, die sein erregtes Blut sänftigten, zu seinen Füßen den ewig schaffenden Fleiß, der ihn selber zu neuer Betätigung trieb, wenn seine Schaffenslust zu erlahmen begann. Der Lärm der Menschen drang nur verworren herauf. Dieser neue Stadtteil war noch wenig belebt. Man fühlte sich den ziehenden Wolken näher als dem Treiben der Erde.

Er stand vor der Staffelei, in die Arbeit vertieft: das Bild war erst im Entstehen begriffen. Der Eintritt in einen Wald um die Jahreszeit, die jetzt

die Tiefen der Welt durchbrauste. Vorfrühling. Neben der Leinwand waren eine Photographie und eine Anzahl Farbenskizzen, die er im Freien aufgenommen hatte, an die Staffelei geheftet. Es war alles nach Wunsch gelungen, das Bild versprach etwas Außerordentliches zu werden. Er war zufrieden mit sich wie selten und wünschte sehnlich, daß sein Interesse nicht erlahmen möge. Er war noch nie so vollkommen in einer Stimmung aufgegangen.

Die ersten, erwachenden Färbungen, die sich herauskämpfenden Knospen der Blätter und Blüten, das Ringen nach dem Werden, die erste, ursprüngliche Kraft der Erde, — das war das Erhabenste im Wechsel der Natur. Es zu gestalten freilich unendlich schwer. Die ganze Zeit war wie ein süßes Ahnen, — das Bild mußte diese Empfindung auszulösen wissen. Ein Treiben, Verlangen nach der Blüte, — die Vorstellung der Blüte selbst durfte nicht dabei erweckt werden. So mußte es in der Luft ziehen, durch die eben die neu gewordene Sonne mit wärmendem Hauch sich zu zwingen

suchte; so mußte es aus dem Boden steigen, ein schwellender Erdgeruch, mit den Spitzen der jungen Gräser und Kräuter zugleich; so mußte es in dem Bache fließen, dessen Wasser übergetreten waren und die Wiesen mit strotzendem Leben tränkten.

Er trat ein paar Schritte von dem Bilde fort und betrachtete es. Dann legte er Pinsel und Palette aus der Hand und setzte sich auf den Schemel, der neben der Staffelei stand. Er breitete die eine Hand vor die Stirn und schloß die Augen. Er hatte Kopfweh, lange, leise Stiche. Nach einer Weile erhob er sich wieder und betrachtete noch einmal eingehend das Bild. Endlich drehte er es um, damit es ihn, wenn er sich von neuem daran machte, möglichst fremd ansähe und seine Schwächen um so schneller offenbare. Er trat an das Fenster und sog die starke Luft ein. Es war ein Balsam, kräftigend, köstlich. Wie mußte es jetzt fern, einige Stunden weit, auf den Feldern und Wiesen sein. Er öffnete die Glastür des Balkons und trat

hinaus. An den Pfosten gelehnt, blickte er über die verschlungene Stadt.

Es war silbern klar. Der Himmel dehnte sich wolkenlos, wie ein sonntägliches Tuch. Hier und da blitzten goldene Spitzen in der Sonne auf. Der Rauch der Schornsteine zerflatterte schnell. Ganz hinten im Freien das gewundene Band des Flusses, die Felder, ein scheinbar endloser Wald zur Rechten, mehrere kleine Gehölze. Und über allem die tief aufkeimende Frühlingsmacht, die den Verzagten neues Hoffen schenkte, die Kranken mit Erquickung stählte, den Gesunden und Glücklichen erhöhte Schaffensziele gab.

Indem er das Bild mit ruhigem Auge in sich hineintrank, kam ihm die Lust, sich ins Freie zu retten. Sein Kopfweh hatte nachgelassen; draußen, hoffte er, würde es in kurzem ganz verschwinden. Er warf, auf das Eisengeländer des Balkons gestützt, noch einen Blick auf den breiten Platz unten, dessen Bäume die dicken Knospenknollen mit jedem Tage goldiger emporschickten. Dann machte er

einen unwillkürlichen Ruck mit dem Oberkörper. Er sah etwas. Unten ging ein Mädchen über den Platz. Er hatte in letzter Zeit öfter bemerkt, wie sie vorüberschritt und emporsah. Er konnte ihr Gesicht nicht erkennen, da sie verschleiert ging. Daß sie sehr jung war, verriet die Art, wie sie sich bewegte. Er war schon einmal ihretwegen die Treppen hinabgeeilt, – vergebens, denn als er unten ankam, war sie verschwunden. Er trat jetzt schnell in das Atelier zurück, griff nach Stock und Hut und steckte ein Skizzenbuch ein. Dann sprang er hinunter. Vor der Tür sah er sich um. Das Mädchen war fort.

Er kam in Straßen, wo das Leben in höchsten Wellen schlug. Hier konnte ein Bewußtsein der gegenwärtigen Werdezeit nicht gedeihen, und das war begreiflich. Ein schmalster Streifen Himmel zog sich zwischen den Dachrampen hin, die Luft war verdorben und beklemmend. Hier hatten die Menschen nicht Muße, sich dem Gedanken an die hereinbrechende Gnade hinzugeben. Arbeit, Arbeit,

Arbeit: eine Stunde wie die andere. Das füllte ihre Tage aus und zermürbte ihre Empfindungen. Es war unendlich traurig. Der Maler bedauerte im stillen die Tausende, die um ihn her hasteten und es mußten. Er war doch glücklich, wahrhaft glücklich! Er kam sich wie ein König vor. Aber wie ein König ohne Macht, der keinem helfen kann. Mit jedem Schritt, den er tat, trieb es ihn sehnsüchtiger hinaus. Er nahm einen Wagen, damit er das Gewirr schneller hinter sich habe.

Erst wurde die Gegend menschenstiller, dann kam eine Reihe rasselnder Fabriken, endlich fingen die Felder an. Auf einer Landstraße ging es weiter. Rechts und links lagen hellgrüne Saaten, hier stärker, dort schwächer entwickelt, dazwischen unbestellte, braunschwarze Erdstreifen. Die Flanken des Weges waren mit Ebereschen bepflanzt, deren Knospen noch kaum sichtbar waren. Die Felder waren von Gräben durchschnitten, an deren Rändern Erlengebüsche wuchsen. Diese zeigten sich noch ganz durchsichtig, doch lag auf ihren Ästen

schon ein braungrüner Schimmer und ließ die drängende Arbeit des jugendlichen Saftes ahnen, der in ihren Adern trieb.

Der Maler ließ das Auge nach allen Seiten wandern, während die Sonne ihm ihre Strahlen ins Antlitz warf und ein laukühler Wind ihm entgegenfuhr. Er hätte am liebsten laut gejubelt. Die armen Menschen hinter ihm. Er sah sich nicht um.

Jetzt tauchte ein Dorf auf, teilweise mit villenartigen Häusern, die sich Leute aus der Stadt hatten erbauen lassen. Hundegebell und das Gackern von Hühnern ließ sich hören. Dicht vor dem Ort verließ er die Droschke und schickte sie in die Stadt zurück. Er selbst schlug einen Seitenweg ein, der in den Wald führte.

Während er hier ging, mußte er wieder an das Mädchen denken. Daß sie den Platz seinetwegen so häufig überschritt, war klar; sonst hätte sie nicht immer zum Atelier hinaufgesehen. Er hatte keine Ahnung, wer sie sein konnte. Sein Wunsch, sie kennenzulernen, wuchs mehr und mehr.

Ja, er wollte sie kennenlernen. Und wäre es nur, um ihr eine Freude zu bereiten, denn sie sehnte sich offenbar auch danach. Nur verließ sie immer im letzten Augenblick der Mut.

Oder war das vielleicht nur ein Schlich, um sich begehrenswerter zu machen?

Er wurde unwillig über diesen Gedanken. Möglich war es, er konnte es nicht wissen. Aber er mochte nicht daran glauben, denn der Gedanke nahm ihm eine schöne Zukunft fort, die er immer verlockender zu empfinden begann.

Wenn er nur einmal ihr Gesicht sehen könnte. Dann würde er sofort wissen, mit wem er es zu tun hatte.

Er hatte, während er so nachdachte, vor sich auf den lehmigen Weg geblickt. Nun schrak er zusammen und hob den Kopf, als plötzlich eine Schar Feldtauben ein Ende neben ihm mit knatterndem Flügelschlag in die Höhe ging. Sie flogen den Bäumen zu und verschwanden über ihnen. Er selbst hatte den Wald auch bald erreicht.

Es waren Buchen von verschiedenem Alter, mit zahlreichem Untergehölz. Am Rande standen ein paar Kiefernkrüppel. Er trat ein und folgte einem schmaleren Pfad, der rechts ablenkte. Unten lag noch das vermoderte Laub vom verflossenen Jahre. Auch an den jungen Eichen, die vereinzelt herumstanden, hingen noch die braunen, zusammengeschrumpften Blätter. Mitunter löste sich eins und schwebte schwankend zur Erde, um dort zu vergehen und dem Boden, der es hervorgebracht hatte, neue Nahrung zu geben. Dann ein neues Gebären, ein neues Vergehen, ein ewiger Kreislauf.

Nach einer Weile öffnete sich eine Lichtung. Es war wunderbar zu sehen, wie hier das Gras und die Moose, die am Rande eines schmalen Wasserstreifens standen, schon eine ungleich kräftigere Färbung angenommen hatten als unter den Ästen der Bäume, wo noch das Grau vor dem Grün überwog. Die Sonne schien voll über den Raum. Die Fläche des kleinen Wassers glitzerte in zahllosen Wellchen.

Der Maler machte halt und sah sich nach einem

Fleck um, wo er sich niederlassen konnte. Er entdeckte einen Baumstumpf unmittelbar am Waldrand. Hier setzte er sich, tat die Augen weit auf und fühlte die sieghaften Regungen um sich her, die sich ihm selbst mitteilten und ihn selig machten.

Die gegenüberliegende Seite der Wiese begrenzte eine junge Birkenschonung. Etwas Zarteres war nicht zu denken. Die kindlichen Stämme mit der weißen Haut strebten aus dem Boden hervor wie geheime Liebeswünsche dieser keuschen Natur. Auf den biegsamen, dünnen Zweigen, schön wie Kinderarme, lag ein gelblicher, wundersam verschleierter Glanz, wie der Anfang einer nahenden Erfüllung.

Das war überwältigend. Was bedeutet, so fragte er sich, gegen diese Entstehungssüßigkeit all der lohende Reichtum des Sommers und der bunte Verfall im Herbst? Zwar auch jene Zeiten vermögen in die Tiefen zu dringen, — aber nur in die schmerzlichen der Sehnsucht, nicht in die lachenden der Kraft. Sie versprechen nichts mehr für die Zukunft, wenigstens keine freudige Ent-

wicklung mehr, höchstens noch einen Nutzen. Der ist fruchtbar, aber er schließt zugleich die grausamste Zerstörung in sich.

Hier hingegen war Verheißung, Jugend.

Was aber ist süßer: der Wunsch oder die Gewährung, die Morgenröte oder der Tag, die gläserne Quelle oder der getrübte Fluß, ein Kinderauge oder ein Mannesauge, der Gedanke oder die Tat, das Empfangen oder das Gebären?

Und so geht es durch die ganze Welt.

Diese verschlossene Au mit den jungfräulichen Birken war ein Gemälde. Er griff nach dem Skizzenbuch, ließ aber gleich wieder ab, denn er dachte daran, daß er keine Farben bei sich habe; ohne die war es unmöglich. So gab er sich ganz dem Schauen hin. Aber die Schaffenslust, die in ihm aufging, war unbezwingbar. Er sehnte sich danach, jetzt vor seinem Bilde zu stehen. Jeder Strich wäre ihm gelungen! Warum war er auch von Hause fortgegangen? Warum hatte er nicht wenigstens Farben zu sich gesteckt? O, die Zeit,

die er hier vergeudete! Er schalt sich und bereute seinen Ausflug, wurde unruhig und stand auf. Er mußte sofort nach Haus an die Arbeit. Noch einmal umfing er den schönen, stillen Raum mit den Blicken, dann ging er. Einmal hörte er zur Seite tiefer im Gehölz ein Knacken. Er sah hin und bemerkte zwei junge, entfliehende Rehe. Dann kam er wieder aufs Feld und an dem Dorfe vorbei auf die Landstraße. Vor ihm lag die graue, scheinbar endlose Stadt. Da er sie betrachtete, wurde ihm, als ob seine ganze Arbeitsfreude wieder verschwand. Aber er schritt rüstig zu. Je näher er kam, desto schwerer wurde die Luft, es war ganz auffallend. Ein paar stuckernde Bauernwagen fuhren an ihm vorüber. Er beneidete die Insassen, die dem Licht entgegenfuhren. Jetzt kamen die ersten Gebäude. Jetzt war er wieder mitten in dem Gelärm und Gehast.

Er sprang auf eine Pferdebahn und trat in den Wagen. Da erschrak er: ihm schräg gegenüber saß eine alte Dame und neben ihr das Mädchen.

Sie trug wieder das graue Kleid, auch den Schleier. Als er sie ansah, fühlte er, wie ihre Lippen sich aufeinanderpreßten.

Sie war noch sehr jung, achtzehn etwa. Echt germanisches, flachsblondes Haar, das Gesicht von südlicher Sinnlichkeit, besonders der Mund. Die Augen wieder gut deutsch himmelblau. Das ganze Ding noch in drängender Entwickelung. Ein Versprechen, aber ein wundervolles, süßes. Gerade wie die Welt vor den Toren, in der er sich eben gebadet hatte.

Wenn ihre Blicke sich trafen, war es jedem von ihnen, als ob in ihrem Innern etwas stocke. Als die Pferdebahn hielt, erhob sich die alte Dame und schritt hinaus. Das Mädchen, jedenfalls ihre Gesellschafterin, folgte ihr. Auch der Maler stand auf, um den Wagen zu verlassen. Zwischen der Tür raunte er ihr zu:

„Bitte, seien Sie heut abend um acht vor meinem Hause."

Dann sprang er nach ihr ab und blieb an einem Schaufenster stehen. Als die beiden Frauen ein

Ende entfernt waren, folgte er ihnen, langsam, beglückt, voll lachender Träume, während sein Auge die junge Prinzessinnengestalt vor sich mit Entzücken verschlang.

Zu Haus machte er sich sofort an das Bild. War seine Lust beim Eintritt in die Stadt schon fast wieder gewichen, so hatte die Begegnung mit dem Mädchen sie ihm von neuem zurückgegeben. Er korrigierte fast nichts. Es wurde ihm spielend leicht. Und dabei empfand er, daß ihm unter der Hand etwas Außerordentliches gelang.

Erst gegen Abend, als das Licht nachließ, legte er die Palette beiseite. Er fühlte sich sehr ermattet. Da er das Mittagessen versäumt hatte, ging er hinunter in irgendeine Wirtschaft und ließ sich etwas Warmes geben. Dann suchte er einen Freund auf, plauderte mit ihm und sah voll Unruhe fortwährend nach der Uhr. Endlich verabschiedete er sich. Er lief noch schnell durch einige Straßen und stand ein Viertel vor acht in größter Erregung auf dem Platze zu Füßen seiner

Wohnung. Auch die letzte Viertelstunde verstrich. Es schlug acht von den Türmen.

Sie war pünktlich. Trotzdem überraschte es ihn, als er sie kommen sah. Wieder wurde beiden, sobald sie sich anblickten, als ob in ihnen etwas stille stände. Als sie sich die Hände gaben, behielten sie sie eine Weile ineinander, ohne es zu wollen, wie unter einem Zwang. Dann gingen sie nebeneinander langsam fort, einem öffentlichen Parke zu.

Es war ihnen gequält zu Sinne. Sie fingen an von alltäglichen Dingen zu sprechen und blieben schließlich dabei; sie wagten nicht auf sich selbst und ihre Gefühle zu kommen. Sie mühten sich ab, das Gespräch aufrecht zu erhalten; es hielt sehr schwer. Bald sehnten sich beide, dem verfehlten Beginnen ein möglichst schnelles Ende zu machen. Dabei aber spürten sie doch, daß sie im Grunde ganz nahe verwandt waren, daß der eine dem andern die größten Wonnen bescheren könnte.

So aber war es eine Qual.

Jeder erwartete von dem andern, daß er mit

flinker Hand den Zaun niederreiße, der zwischen ihnen stand. Aber keiner wagte es, da keiner das zu ergreifen wagte, was jenseits davon lag, obwohl er es brennend begehrte.

Nachdem sie so eine Weile in schmerzender Stimmung gegangen waren, bat sie umzukehren, da man sie zu Haus vermissen würde. Der Rückweg war das gleiche, noch stiller vielleicht. Auf dem Platz vor seiner Wohnung gab sie ihm zu verstehen, daß er sie verlassen möge, damit sie nicht von den Leuten der Gegend, in der sie wohnte, zusammen gesehen würden.

Nun dachte er plötzlich an die Öde, die eintreten mußte, wenn sie gegangen sein würde. Sein Verhalten erschien ihm auf einmal im richtigen Licht, läppisch, kinderhaft. Wie konnte er von ihr verlangen, daß sie sich ihm offenbare, wenn er selbst sich wie ein Tölpel benahm! Im letzten Moment fragte er noch, wann sie sich wiedersehen könnten.

Ihre Augen sahen teilnahmlos an ihm vorbei. „Morgen um die gleiche Zeit," sagte sie.

Dann reichten sie sich wieder die Hände. Diesmal wand sie die ihrige schnell aus seiner los, als täte es ihr weh, wenn er sie länger behielte.

Darauf gingen sie nach Hause. Jeder mit schalem Herzen, verdrossen über sich selbst und über den Andern.

Am folgenden Tage war es ihm unmöglich, einen Pinsel anzurühren. Er war abgespannt, er hatte die Nacht fast nicht geschlafen. Der bleierne Himmel, der sich über die Welt gespannt hatte, machte ihn müde und traurig. Der Gang mit dem Mädchen erschien ihm jetzt wie ein Traumbild der verflossenen Nacht. Er konnte sich kaum erklären, daß er sich so benommen habe, wie er es wirklich getan hatte, und doch fühlte er, daß es genau wieder so kommen würde, wenn sie von neuem zusammen wären.

Aber bei dem Gedanken sprang er auf.

Nein! War er denn ein Schulbube? War er feige?

Heute abend sollte es anders werden!

Heute abend ... o wenn es doch erst wieder Abend wäre!

Die Stunden schlichen. Er wurde immer ungeduldiger. Hundertmal trat er vor das Bild, um anzufangen, hundertmal gab er es wieder auf. Er konnte sich nicht entschließen, überhaupt irgend etwas zu beginnen. Er lief durch das Atelier, die Treppen hinab und durch die Stadt, dann wieder nach Haus und von neuem durch das Zimmer, und alles zweck- und planlos. Dabei hatte er Kopfweh, daß es kaum zu ertragen war. Und dann fragte er sich wieder: Ja, was willst du denn eigentlich? Was quälst du dich denn?

In den ersten Nachmittagsstunden kam der Postbote und brachte ihm ein kleines Schreiben mit unbekannter Handschrift. Er setzte sich auf den Diwan und öffnete. Auf dem Kärtchen stand:

„Kommen Sie nicht heute abend. Wir gehören nicht zusammen. Um mit Lügen anzufangen, sind wir doch beide zu ehrlich."

Er legte das kleine Schreiben neben sich. Es war, als ob es ihm eine große Stille brächte.

Er stand langsam auf, ergriff den Hut und ging mit festen Schritten zur Tür. Da wandte er sich noch einmal um und sah das Bild an.

Er kam zurück, nahm es mit leisem Kopfschütteln, das wie stumme Verzweiflung war, von dem Gestell und lehnte es zu den andern, unvollendeten, an die Wand.

Dann ging er hinab und ohne Ziel durch irgendwelche Straßen. Er kam in das Viertel der Eleganz. Die Häuser hatten hier breite Vorgärten. Vor einem blieb er erstaunt stehen. Er sah mit großen, scheuen Augen durch das Eisengitter auf einen leuchtenden Fleck. Es war eine lila Crocusblüte, die dort am Rande eines Beetes stand.

Es fröstelte ihn. Er war tief erschrocken.

„Ah, — es gibt schon Blüten?!" dachte er.

Und dann mit großem Zagen:

„O wehe, wehe, nun ist die gute Zeit vorbei."

Seine Augen wurden trübe. Er schlich weiter durch die Menschen hin, aber er hörte und sah sie nicht.

* * *

Stierkämpfer

Es war zu der Zeit, als Guerrita der am meisten gefeierte Stierkämpfer Spaniens war. Man sagte, daß der junge Morenito berufen sei, dereinst seinen Ruhm zu überkommen. Aber man fügte sogleich hinzu: wenn er nicht über kurz oder lang in der Arena stürbe. Denn daß dies der Fall sei, stand bei den Beurteilungsfähigen fest. Er war in seinem Gebahren während des Spieles mit der Muleta, jenem roten Tuch, das der Torero während des Endkampfes vor sich herschwingt, gerade das Gegenteil von Guerrita. Dieser gemessen, ruhig, vornehm und vorsichtig zugleich. Freilich von einer Vorsicht, die sich vom Unbefangenen nicht als solche erkennen ließ. Er hatte vielleicht von allen Toreros, die Spanien je besessen, den schärfsten Blick für die Launen des Tieres, das er vor sich hatte. Er bedurfte nur einiger Sekunden, um untrüglich zu erkennen, welche Haltung er dem

Stier gegenüber zu beobachten hatte. Ob er ihn bis zur Verzweiflung reizen durfte oder nicht. Ob er ihn zum Narren haben durfte oder nicht. Ob er ihm, nachdem er ihm bis aufs Blut zugesetzt, wie einem guten Kinde die Stirn streicheln durfte (und das Volk jauchzte laut auf!) oder nicht. Endlich: ob er ihn durch einen schnellen Schwertstich in das Gehirn (statt ins Herz) töten durfte oder nicht.

Morenito war anders. Er gab sich keine große Mühe, den Stier auf seine Launen hin zu prüfen. Er nahm sie alle ziemlich auf die gleiche Art, die störrigen und die sanften, die dummen und die verschlagenen. Er handhabte die Muleta mit Leidenschaft und mit einer Kühnheit, die beispiellos war. Er hatte alles, nur nicht die Ruhe, wie sie sich Guerrita immer bewahrte. Ein dummer oder träger Stier konnte ihn empören, daß er hätte weinen mögen. Er liebte die feurigen, blinddrauflos hetzenden. Die verschmitzten mochte er nicht, und die kleinen Verwundungen, die er hier und dort davongetragen, hatte er der letzteren Art zu verdanken.

Seine Bedeutung lag in der übermütigen Handhabung der Muleta, die ihm nicht selten zum Teufel ging. Er ließ sie zumeist in ausgestreckten Händen vor seinem Körper flattern. Rannte der Stier sie an, so senkte er sie schnell zur Erde und zog sie laufend nach sich, so daß das Tier mit den Hörnern den Boden aufwühlte. Oder er schwenkte sie hoch in die Luft, so daß sich der Stier auf den Hinterbeinen hob. Oder endlich, er ließ sie zur Seite schnellen, um das schäumende Tier auf diese Weise zu prellen. Diese Art zu kämpfen war eine Tollkühnheit, auf die er stolz war, die sich aber notwendigerweise einmal rächen mußte.

Der bei weitem beste unter den jüngeren Toreros in der Truppe des Morenito war der feurige José de Vargas. Er hatte sich dann und wann auch als Matador erprobt, d. h. als Torero, welcher dem Stier den Todesstoß zu geben hat, aber er war noch zu jung und hatte noch nicht die nötige Erfahrung, um sich ganz auf die Tätigkeit eines Matadors zu beschränken. Er konnte in der Handhabung der Muleta die Schule des Morenito nicht

verleugnen. An der Geschmeidigkeit dieses fehlte ihm freilich noch viel.

Morenito saß mit dem befreundeten Torero Mateo Riguera vor einer Bodega des sevillanischen Vorortes Triana. Es war Abend, auf dem geräuschlos fließenden Guadalquivir lagen der Mond und die Sterne. Die Palmen am Ufer standen stumm und ohne Bewegung. Kein Lüftchen regte sich durch ihre königlichen Wedel, über die aus der Ferne der schlanke, maurische Glockenturm der Kathedrale sah. Die wuchernden Rosen hier und dort waren voll purpurner Blüten und verschütteten einen Duft, daß man meinte, ihn greifen zu können. Von einem der Lastkähne im Strom, die Gemüse und Früchte aus dem tieferen Andalusien brachten, kam ein Liebeslied. Drüben, am andern Ufer, waren ein paar Gitarren zu hören, zu denen das Volk mit scharrendem Schritt die Seguidilla tanzte.

Morenito und Mateo Riguera tranken Manzanilla und rauchten cubanische Zigaretten. Sie lauschten eine Weile wortlos dem Liebesgesang

vom Flusse her, indem sie Rauchringel in die laue Luft bliesen, vor denen die Mosquitos entflohen. Plötzlich sagte Mateo, und es war, als ob er mitten aus einem Gedankengang auffuhr:

„Morenito, ich hatte die Absicht, dir gestern abend einen Rat zu geben, aber es fand sich keine Gelegenheit, wo wir allein waren. Ich will den heutigen Tag nicht hingehen lassen, ohne nachzuholen, was ich gestern versäumt habe. Gib einmal acht auf dein Weib."

„Was meinst du damit?"

„Ich meine damit, daß es einen Burschen gibt, der José de Vargas heißt, und dein Weib Pepita ist jung und schön, und heiß ist sie auch, denn sie stammt aus Encija."

„Willst du damit sagen —"

„Nichts will ich damit sagen, mein Morenito, nichts. Nur ein helles Auge zu haben bitte ich dich, ehe es zu spät ist. Sonst nichts, sonst nichts."

„José ist mein Freund, und mein Weib ist mir treu, wie an dem Tage, als sie meine Braut wurde, beim heiligen Juan."

„Mag es so sein. Ich wünsche nichts anderes. Ich werde glücklich sein, wenn ich einsehen werde, daß mich meine Augen betrogen haben. Ich habe auch nichts behauptet, weder von deinem Weibe noch von José, denn ich kann nichts behaupten, weil ich nichts weiß. Aber ich bin dein Freund, und es ist mein Wunsch, dir sonnenlose Tage zu ersparen."

Morenito reichte seinem Freunde Mateo die Hand über den Tisch und sprach:

„Ich danke dir. Ich werde tun, um was du mich gebeten hast. Und falls ich erkennen werde, daß deine Befürchtung begründet war — —"

Er runzelte die Stirn, und um seinen hübschen Mund legte sich eine Falte. Aber rasch verschwand sie wieder, und ein zufriedenes Lächeln zog über seine gebräunten, überaus sympathischen Züge, die etwas Klassisches hatten.

„Aber sie ist nicht begründet, mein Mateo. Ich weiß es."

„José de Vargas ist ein Bube, du kennst ihn nicht. Sein Gewissen ist eine Grube, die stinkt. Verzeih, er ist dein Freund, aber ich mag ihn nicht.

Er läuft zuviel den Weibern nach und schwatzt zuviel von den Weibern."

„Er ist ein leichter Geselle, das weiß ich auch. Aber ein Geselle mit einem glücklichen Lachen, dem man nicht bös sein kann. Hast du schon einmal in seine Augen geblickt?"

„Ich glaube, es sind seine Augen, die den Frauen den Kopf verwirren."

„Das kann ich begreifen. Aber wenn du sagst, daß er mein Weib —"

„Daß er dein Weib liebt, kannst du ihm nicht verbieten."

„Nein. Mein Weib kann lieben, wer will. Je mehr sie lieben, desto stolzer werde ich sein."

„Aber du kannst deinem Weibe verbieten, dem José de Vargas länger und heißer die Hand zu drücken als den andern."

„Schweig!"

„Meine Augen sind gesund, und ich weiß, daß deine es nicht weniger sind. Darum nimmt es mich wunder, daß sie noch nicht gesehen haben, was den meinigen nicht verborgen geblieben ist."

„Mateo, du hast mir den Abend vergällt. Komm, laß uns gehen."

„Es ist besser, daß ich dir diesen Abend vergälle, als daß dir José de Vargas das Dasein vergällt. Komm."

Sie gingen. An einer Straßenecke trennten sie sich, ohne noch ein Wort gewechselt zu haben. Mateo folgte den Klängen einiger Gitarren und Mandolinen, um noch ein Glas Wein zu trinken. Morenito schritt langsam heimwärts, den Blick geneigt, in Gedanken, die nicht goldig waren.

Er fand sein Weib daheim, auf dem Balkon, mit einer ihrer Freundinnen, beim Plaudern. Er setzte sich zu den Frauen und war wie immer. Nur zuweilen ließ er das Auge länger als sonst auf Pepita ruhen und dachte:

„Was gäbe ich darum, wenn ich jetzt wüßte, was hinter dieser Stirn vorgeht."

Und indem er mit kühlen Augen diese bräunlich blasse Stirn betrachtete, auf die sich ein paar feine, schwarze Locken aus dem Reichtum des Haares

niederneigten, kam es ihm in den Sinn, wie schön und wie begehrlich diese Stirne sei. Und dieses ganze Antlitz, dieses verführerische. Diese tiefen, andalusischen Mandelaugen mit dem verschleierten Glanz. Diese weichen Wangen, die an überreife Pfirsiche gemahnten. Diese stillen, stolzen Lippen, die soviel heimliche Gluten verbargen.

Pepita war ruhig, gemessen, empfindsam, nach ihrer Art.

„Nein," dachte er, „dieses Kleinod betrügt mich nicht. Törichter Mateo."

Er begann im stillen zu seinem Weibe eine leidenschaftlichere Liebe zu empfinden, als er sonst pflegte. Er begann sich glücklich zu preisen über diesen Besitz. Und er nannte sich undankbar und schlecht, daß er den Worten des Mateo Riguera hatte Gehör schenken können.

Aber dann auf einmal waren die schlimmen Gedanken wieder da. Wenn er nun doch recht hätte, der Freund. Mutter Gottes, wenn er nun doch recht hätte . . .

Morenitos Augen fingen wieder an kalt und

ohne Leidenschaft zu sehen, suchten zu ergründen, was in Pepita vorging, und folgten jeder Bewegung ihres schlanken Leibes mit Argwohn, mit fühlbaren Schmerzen.

Aber er konnte und konnte nichts ergründen als nur ihre Schönheit. So taumelte er aus einer Stimmung in die andere, schalt sich jetzt einen Narren und mahnte sich jetzt, auf der Hut zu sein, zitterte jetzt und hätte jetzt jubeln mögen, und es sah wüst in ihm aus.

Nach einer Weile stieg der Mond über den Häusern der Gasse auf. Pepita sah empor und sprach: „Welcher Glanz. Welche Reinheit."

„Ja, welche Reinheit", wiederholte Morenito mit Nachdruck, und seine Augen bohrten sich wieder in die ihrigen, um irgend etwas zu entdecken. Aber Pepitas Antlitz blieb nach oben gewandt und rührte sich nicht. Und Morenito mußte wieder denken:

„Wie schön sie ist. Wie der Mond in ihren großen Augen blinkt. Wie ihre großen Augen glänzen."

Dann ging die Freundin, und Morenito und Pepita legten sich nieder. Es war dem jungen Matador, als hätten sich ihm an diesem Abend die Reize seines wundervollen Weibes noch einmal von neuem und erst völlig enthüllt. Es war ihm, als ob er sich noch einmal zur Brautnacht anzuschicken habe. Er liebkoste die schlanke Pepita, wie er seit langem nicht mehr getan. Sie lächelte glücklich, umfing ihn und gab ihm das Feuer ihrer roten Lippen. Er schlief in ihren Armen ein, an sie geklammert, als habe er Furcht, sie zu verlieren. Pepita fühlte des Nachts, daß ihr Gatte schwere Träume habe. Er zuckte mehrmals wild zusammen, mit allen Gliedern, ein paarmal stöhnte er laut. Aber dann kam wieder der bleierne Schlaf in seinen Körper. Pepita wachte bis zum Morgen, ohne sich zu rühren, und sann und sann, was an dem vergangenen Tage geschehen sei.

Am nächsten Morgen erwachte Morenito verstört, ohne vom Schlaf erquickt zu sein. Sogleich stand wieder der warnende Mateo vor seinem

Gedächtnis, und es war ihm, als schlügen ihm jene teuflischen Worte von neuem ans Ohr.

Pepita fragte ihren Gatten, ob er im Laufe des vorigen Tages einen Verdruß gehabt habe oder ob er sich körperlich unwohl fühle.

„Es ist nichts," sagte Morenito, indem er sie mit sonderbaren Augen ansah, „der Kopf schmerzt mich ein wenig, ich weiß nicht, woher es kommt. Ich werde einen Gang vor die Stadt machen, zum Landhause meines Bruders. In der frischen Luft werde ich die gute Stimmung wieder bekommen."

Er verließ das Haus und wanderte durch die Straßen. Er suchte sich zur Ruhe zu zwingen, aber es gelang ihm schlecht. Er hielt es nirgends aus. Er kehrte in dieser und jener Bodega ein, aber es war, als sei plötzlich eine Kraft vorhanden, die ihn unbarmherzig immer wieder auf und weiter trieb, die ihn zu keinem geordneten Gedanken kommen ließ und alles in ihm reizte, unbarmherzig, und ihm jede gefestigte Stimmung nahm.

Als er gegen Mittag in einem stillen, beinahe leeren Kaffee saß und dort in einem dunkeln Winkel vor sich hin brütete, schoß ihm plötzlich ein heißer Gedanke durch den Kopf, indem er sich zugleich einen Narren schalt, daß er nicht schon längst darauf gekommen sei.

„Ich will zu José de Vargas gehen," dachte er, „es ist lange her, daß ich nicht bei ihm war."

Und nun nahm er sich vor, aufs allergenaueste die Mienen des befreundeten Toreros zu studieren, in dem Augenblick, wo dieser ihn, den Morenito, in sein Zimmer treten sehen würde. Er malte sich aus, wie sehr überrascht José sein würde, wenn er den unerwarteten Besuch empfing. Aber Morenito wollte mehr erkennen als Überraschung: einen erschreckten Blick oder einen Zug des Mißtrauens um den Mund oder ein verlegenes Wort oder irgend etwas anderes, das seinem schwarzen Argwohn einen Anhalt geben konnte.

Seine Pulse klopften laut, als er das Haus des José de Vargas betrat. Er versuchte vergebens, seine Erregung zu bemeistern, die so groß

war, daß er in Augenblicken meinte, die Gegenstände um sich her verdoppelt zu sehen.

Das Mädchen, das ihm öffnete, bedeutete ihm, daß José ausgegangen sei; doch forderte sie Morenito auf, näherzutreten, da ihr Herr in kurzer Zeit zurückkehren müsse.

Morenito begab sich in das Wohnzimmer, suchte es schnell mit einigen Blicken in seinen Einzelheiten zu umfassen und ließ sich auf einen der strohgeflochtenen Stühle nieder. Am Fuße eines Tischchens, das daneben stand, lag ein feines, weißes Tuch aus Batist. Als er es bemerkte, biß er die Lippen ineinander, und sein Gesicht wurde noch um einen Schatten bleicher. Er nahm das Tuch auf und steckte es ein. Dann erhob er sich und sagte dem dienenden Mädchen, daß er doch nicht die Zeit hätte, auf die Rückkehr ihres Herrn zu warten. Er trug ihr einen Gruß an diesen auf und verließ das Haus, aschfahl, aber ruhig, ohne daß ihn mehr die Qualen des Zweifels plagten.

Dies war an einem Mittwoch geschehen. Für den Sonntag war ein Stiergefecht der drei jungen Matadore Mateo Riguera, Bocanegra und Morenito im Stierzirkus von Sevilla angezeigt. Während der paar Tage bis zum Sonntag lag Morenito viel in den Kirchen herum, mied die Gesellschaft seiner Bekannten, war aber in seinem Wesen ruhig und schlief des Nachts. Hierüber konnte Pepita, die nicht abließ, ihn mit Anspannung aller ihrer Nerven zu beobachten, nicht ins klare kommen. Jener sonderbare Anflug leidenschaftlich gesteigerten Empfindens, der in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch über ihn gekommen war, wiederholte sich nicht. Er war kalt zu Pepita und wich ihren Blicken aus. Aber er sagte ihr nichts, was sie hätte verletzen können, und nie kam ein Wort über seine Lippen, das sie über sein Mitwissen ihrer Schuld hätte aufklären können. So bestand eine Schwüle zwischen den beiden Eheleuten, die sich jederzeit in einem Gewitter zu entladen drohte. Sie litten beide Qualen unter dieser aufreibenden Stimmung und empfanden

es beide, daß ein solches Leben auf lange nicht auszuhalten sei.

So kam der Sonntag. Gegen Mittag schmückte sich Morenito mit der funkelnden Tracht des Torero. Sonst pflegte ihm sein Weib hierbei behilflich zu sein. Diesmal lehnte er ihre Hilfe ab. Er schloß sich in sein Zimmer ein und bekleidete sich mit langsamen, sorglichen Bewegungen, die fast feierlich waren. Er berührte jedes der glänzenden Stücke, die er sich anlegte, in einer Weise, wie man sonst nur geliebte Wesen zu berühren pflegt, und als er in vollem Schmucke dastand, eine schöne, stolze Gestalt, die Wangen ein wenig von einer fieberigen Erregung gerötet, griff er nach seinem Toledoschwert und zog es aus der Lederscheide. Er fuhr mit dem Finger über die glänzende Fläche, bog sie ein wenig und mußte lächeln.

Pepita hatte an diesem Sonntag ein Gefühl, das ihr gesteigerte Angst verursachte. Sie wußte nicht, was es war, oder vielmehr, sie wollte sich absichtlich keine Rechenschaft darüber geben, denn

sie mußte sich sagen, daß es nichts anderes sein konnte als das Bewußtsein ihrer Schuld. Dieses selbe dämmerige Gefühl sagte ihr auch, daß an diesem Tage etwas geschehen werde, aber sie ahnte nicht, was. Sie ging wie im Traume umher, mit verschleierten Augen, und steckte sich Rosen ins Haar. Hin und wieder spürte sie einen Stich, der ihr durchs Gehirn ging und hatte Minuten, wo sie sich still hätte niedersetzen und weinen mögen. Das ruhelose Grübeln in den vergangenen Tagen und Nächten und das schwüle Vorgefühl eines unabänderlich kommenden Etwas, das sie als etwas Furchtbares ahnte, hatte sie mürbe gemacht. Sie sehnte sich danach, daß diesen folternden Stunden ein Ende werde, und sei es auch etwas Grausames, das dieses Ende brächte.

Die beiden Gatten setzten sich zum Mittagsmahl. Pepita in einem weinroten Seidenkleide, das sie für das Stiergefecht angetan hatte, und mit reichem Goldschmuck an Hals und Händen. Es ging wieder still zu während des Mahles, wie schon an den vorhergehenden Tagen. Endlich brach

Morenito das Schweigen. In langsamem, ehernem Tone sagte er, indem er sein Weib mit kühlen Augen maß:

„José de Vargas läßt dich grüßen."

„José de Vargas?"

„Ja. Was fragst du so gleichgültig? Ich dächte, es muß von Interesse für dich sein."

„Was soll das heißen?"

„Ich frage nur. Ist er nicht dein Freund?"

„Das weißt du so gut wie ich. Er ist unser beider Freund."

„O ja, er ist mein Freund, mein Herzensfreund ist er, mein Brüderchen, mein Engel, o ja!"

Darauf lachte er und schlug mit der geballten Hand auf den Tisch. Das war das erstemal, daß seine innere Gärung überschäumte.

Pepita hob den schmerzenden Kopf aus der Hand, in die sie ihn gestützt hatte, sah ihren Gemahl erstaunt an und sprach sehr ruhig, fast traurig, so daß er ihre Verschlagenheit im stillen bewundern mußte:

„Ich verstehe dich nicht."

Morenito ging nicht weiter darauf ein und bat:

„Pepita, geh mir ein Glas kaltes Wasser holen. Es brennt mir in der Kehle."

Pepita erhob sich und schritt hinaus. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als Morenito ein kleines Pulver aus der Brust nahm und es in den Wein Pepitas schüttete. Diese kehrte zurück und reichte ihrem Gatten das begehrte Glas Wasser. Morenito ergriff es und sprach:

„Wir wollen auf eine fröhliche Corrida trinken. Nimm deinen Wein." Er trank das Wasser und sie den Wein. Dann stand er auf und sprach:

„Der Teufel weiß es, mir ist seit einigen Tagen die Lust an den Mahlzeiten verloren gegangen. Ich bitte dich, das Essen allein zu beenden. Um vier Uhr werde ich kommen, um dich für die Corrida abzuholen. Halte dich dann bereit."

Er setzte sich die schwarz-plüschene Toreromütze auf und schritt hinab auf die Gasse. Er trat nebenan in eine Taverne und ließ sich in ein leeres Zimmer führen. Hier schrieb er allerhand auf einzelne Zettel, bis gegen vier. Dann faltete er

alles zusammen und versiegelte es, erhob sich und begab sich zurück in sein Haus.

„Wo ist Pepita?" fragte er das Mädchen in der Küche, da er sein Weib in dem Wohnraum nicht fand.

„Die Frau liegt auf ihrem Bett, sie fühlt sich unwohl", entgegnete das Mädchen.

Morenito trat in das Schlafgemach. Da lag sie, blaß und lieblich wie ein Engel, mit müde flackernden Augen.

„Wie schön!" mußte Morineto denken. Aber dieses Gefühl verließ ihn schnell.

„Fühlst du dich krank?" fragte er.

„Ich weiß nicht, was es ist. Es glüht in meinem Kopf, als wolle es mir die Stirn zersprengen."

„Hast du einen Wunsch, Pepita? Willst du, daß ich dir etwas zur Linderung bringe?"

„Tränke ein Tuch mit kaltem Wasser und lege es mir auf die Stirn."

Morenito ging hinaus und kam in Kürze mit einem feuchten Tüchlein zurück. Er legte es ihr auf die pochende Stirn und sprach:

„Es ist eins deiner Tüchlein aus Batist. Ich habe es gestern in der Wohnung des José de Vargas gefunden und wünsche, daß es dir Linderung bringe."

Sie zuckte zusammen wie ein geschlagenes Kind. Ihre Augen warfen einen gereizten Blick auf ihn, dann schlossen sie sich. Sie wandte den schmerzenden Kopf zur Seite, von Morenito ab, drückte das Gesicht in die Kissen und fing zu weinen an.

Morenito verließ das Zimmer, ohne noch ein Wort an sie zu richten, mit eisig verhärteter Brust. Er wußte, daß er sie nun nicht wiedersehen werde.

Die Corrida nahm einen Verlauf, der das Publikum begeisterte. Mateo Riguera tötete seinen ersten Stier mit dem ersten Stich, was ihm Ovationen eintrug. Den zweiten, einen von der schlimmsten Sorte, einen störrigen, hämischen, wußte er mit großem Geschick zu behandeln, und er entging einem nichtswürdigen Angriff dadurch, daß er auf den Kopf des Tieres und über den Rücken weg zur Erde sprang. — Morenito war

heute noch kecker als sonst. Er zeigte sich, wie man es bei ihm gewohnt war, als der interessanteste Spieler mit der Muleta und kniete einmal ruhig vor dem Stiere nieder, was er seit langem nicht mehr getan. Überhaupt war er tätiger in der Arena als je. Seinen ersten Stier hatte er nicht glücklich getötet, denn er hatte ihm eine Schlagader durchstochen, so daß er verblutete. Nun harrte der zweite auf ihn, dessen Tod zugleich den Schluß der Corrida zu bedeuten hatte.

Morenito ließ sich das Schwert reichen und warf einen Blick über die brausende Menschenmenge. Dann durchmaß sein Auge die Arena, auf der die sinkende Sonne lag, und blieb einen Moment an dem gedrungenen Stiere hängen, der drüben, blutend, geneigten Hauptes dastand, ohne sich zu rühren. Nun trat der Torero vor die Loge des Präsidenten, verbeugte sich, grüßte mit erhobenem Schwert hinauf und rief lachend:

„Ich weihe dieses Tier der Treue unserer süßen andalusischen Frauen!"

Er winkte dem José und schritt mit ihm in die

Mitte des Kreises. Hier hob er mit flinker Bewegung das Schwert und rannte es dem einstigen Freunde in die Brust. Dieser sank um, lautlos, mit gebrochenen Augen. Das Volk tobte. Morenito warf das Schwert weit von sich, dann reizte er mit der Muleta den Stier. Der rannte auf ihn zu, mit hervorgequollenen Augen. Morenito rührte sich nicht. Der Stier bohrte seine Hörner durch den Leib des Matadors und schleuderte ihn hoch in die Luft. Noch einmal spießte er ihn auf, dann ließ er ihn liegen, eine bleierne, leblose Masse.

Das Volk schrie, kreischte, pfiff. Mateo Riguera, der bleich wie der Tod an der Umzäunung stand, biß die Lippen aufeinander, daß das Blut rann. Dann ließ er sich ein Schwert reichen, trat in die Arena, stellte sich neben die Leiche Morenitos, und äußerlich kalt, gelassen, aber innen brausend, tötete er mit dem sichersten Stich, den er in seinem Leben je getan, den brüllenden Stier, an dessen Hörnern noch das Blut des Freundes hing. Das Tier senkte das Haupt und brach dumpf zusammen.

Da hatte das Volk die Leichen der beiden andern auf einen Augenblick vergessen, jauchzte dem jungen Torero zu und ließ einen Hagel von Fächern, Zigaretten, Hüten, Mantillas und Weinschläuchen auf ihn niederprasseln, aber Mateo dankte nicht.

Die Corrida war zu Ende. Das Volk zerstreute sich. Es war ein Leben in den Straßen, als ob Sevilla in Flammen stünde. Man fragte, man gab Antwort, mit blassen Lippen, man vermutete, ahnte, und das Entsetzen drang in alle Ecken.

Die Körper der beiden Toreros hatte man unterdessen in die Krankenkammer geschafft, die neben der Arena liegt. Die Ärzte konnten nichts anderes tun als feststellen, daß hier zwei Herzen ausgeschlagen hatten. Man legte die Leichen in schwarze Korbbahren, um sie in die Häuser zu schaffen, die den Lebenden als Wohnungen gedient hatten. Mateo Riguera setzte sich in einen Wagen und fuhr voraus, der Wohnung Morenitos zu, um das Weib des Toten vorzubereiten. Die Hände

Mateos zitterten, und seine Augen lagen in tiefen Schatten. Das hatte er nicht erwartet, daß es zu diesem Ende kommen würde.

In der Wohnung Morenitos war alles still, wie ausgestorben. Mateo suchte nach dem Mädchen in der Küche, sie war nicht zu finden. Zuletzt öffnete der Torero die Tür in das Schlafgemach. Er blieb auf der Schwelle stehen und hielt sich mit der einen Hand am Pfosten fest. Auf dem Bett lag Pepita, blaß und still. Die Blumen waren noch in ihrem Haar, aber einige Blätter hatten sich gelöst und waren über die Kissen und das Kleid aus weinroter Seide hinabgefallen.

Mateo trat näher. Er nannte Pepitas Namen. Sie hörte nicht. Nun berührte er die eine ihrer Hände. Es schauderte ihn. Sie fing schon an, kühl zu werden. Er suchte nach einer Wunde, vermochte aber keine zu finden. Sie konnte nur an Gift gestorben sein.

Mateo Riguera schlug das Kreuz über dem Angesicht der Toten, dann vor dem eigenen. Er stand in Ergriffenheit, halb betäubt von dem

Grauen, das dieser Tag gebracht hatte. Seine Augen ruhten lange auf den engelsschönen Zügen vor ihm, in die sich der Schmerz nur allzu tief hineingegraben hatte. Dann trat er ans Fenster, öffnete es und ließ die Luft der blühenden Dämmerung ein.

* * *

Der graue Jens

Nordwestlich der großen Hallig Pellworm liegt die kleine Hallig Hooge. Wir saßen an einem nebeligen Septembernachmittag in dem Hause des alten Fischers Claas Brodersen beim Grog. Das graue, von Regen und stürmischen Fluten verwaschene Haus Claas Brodersens liegt auf einer breiten Werft und macht aus einiger Entfernung, wenn der Nebel geht, mit seinem spitzen Giebel, über dem sich zwei weit hervorspringende heidnische Pferdeköpfe kreuzen, den Eindruck einer verwetterten Burg aus längst gelebten Zeiten. Ich war am vorhergehenden Tage über Pellworm her von Sylt heruntergekommen, um mit Claas während etwa einer Woche auf Seehunde zu jagen. Der alte Tim Nickelsen in Munkmarsch auf Sylt, weit herum als einer der besten Seehundsjäger bekannt, hatte mich an seinen gleichalterigen Freund und einstigen Schiffsgenossen auf Hooge empfohlen,

und so befand ich mich, in herzlicher Weise aufgenommen, gleich seit der ersten Stunde auf Hooge wie ein vertrauter Freund in dem gastlichen Hause des alten Claas.

Wir hatten weder gestern noch heute an einen Jagdausflug denken können, denn der Nebel, in dem ich schon von Pellworm herübergekommen war, hatte sich noch nicht verzogen, und Claas meinte, es sei auch gar nicht zu sagen, wie lange er uns noch einhüllen und zur Untätigkeit verurteilen werde. Wir konnten durch die niedrigen Fenster, die aus zahllosen kleinen, grünlichen Scheiben zusammengesetzt und von schneeweißen Gardinen eingerahmt waren, nicht allzu weit in die Ferne blicken. Man erkannte nichts klar, und die Dimensionen waren verschoben. Ich sah die kahle Werft hinab, dann auf ein kurzes Stück graues Heideland, über das bald dichtere, bald dünnere Schleier trieben, und wo einige Schafe angepflöckt waren und regungslos, mit geneigten Schädeln, stumpf- oder tiefsinnig (wer weiß das) dastanden, als schliefen sie schon so in Verzauberung seit

tausend Jahren oder mehr. Dann, hinter der Heide, kam die seltsam zerfressene und zerbröckelte Küste, die in ihren Einzelrissen nur noch schlecht zu unterscheiden war, und dann das düstere, bleiige Meer, aus dem sich die undurchdringliche, ewig wogende und sich verschiebende, bald weiter vor-, bald rückwärts tretende Nebelwand zum Himmel erhob. Wind ging fast gar nicht, aber es war empfindlich kalt draußen. In Claasens Stube brannte der alte Delfter Kachelofen, von dessen weißem Grunde sich unzählige blaue Holländer Windmühlen in verschwommenen Konturen abhoben, und für die innere Wärme sorgte der Grog aus altem Rum, der dampfend vor uns auf dem blank gescheuerten Eschentisch stand. Außer Claas und mir befand sich noch die greise Gemahlin des Fischers im Zimmer, ein kleines, zusammengeschnurrtes Frauchen mit blaßblauen Friesenaugen. Sie saß vor dem Ofen und besserte an einem Netz herum, und an ihre Füße schmiegte sich eine graue Tigerkatze, die hin und wieder ein behagliches Schnurren hören ließ. Sonst war an Geräuschen nur noch

das eintönige Ticktack der riesigen Wanduhr im Zimmer, deren breites, kostbares Gehäuse von den Dielen bis zur Decke emporreichte, mit sehr schönen Messingbeschlägen und Schnitzereien versehen, ein wirkliches Kunstwerk in ihrer altertümlichen Art.

Wir redeten wenig, denn wir befanden uns in einem Friesenhause. Das Neue, das ich von der Welt, die draußen liegt, erzählte, fand wenig Verständnis und wenig Interesse. Die beiden Alten hörten ihm schweigend zu, ohne zu wissen, was sie darauf zu antworten hatten, denn diese fernen Dinge hatten sie nie oder doch nur selten und flüchtig bewegt, so daß sie nicht gut imstande waren, eine Stellung zu ihnen einzunehmen.

Wenn wir aber aufs Wetter zu sprechen kamen, was in dieser Lage das nächste war und jede halbe Stunde mindestens einmal geschah, so durfte ich sicher sein, mich auf ihre wenig tröstlichen Worte verlassen zu können. Sie erzählten gelegentlich von anderen Wettern, von Stürmen und furchtbaren Fluten, die sie in ihrem langen Leben erfahren

hatten, und wußten davon viel Anziehendes und Trauriges zu berichten.

So schlich der Nachmittag hin, düster und in einem einzigen, schweren, grauen Ton. Das schlammige Meeresbecken, das bis vor einigen Stunden in tiefer Ebbe gelegen hatte, so daß das Wasser ganz verschwunden und nach Westen hinausgetreten war, füllte sich allmählich wieder mit der schmutzigen, grau schäumenden Flut, die, ohne daß man es merkte, von Minute zu Minute kraftvoll stieg und langsam, aber unerbittlich einen Brocken nach dem andern von der wunden Küste der Insel in sich hineinfraß und so allmählich Jahrhunderte oder Jahrtausende hindurch ihr langsames, aber überaus sicheres Zerstörungswerk vollendete. Die dumpfen Klänge der draußen an die Küste schlagenden Wasser wurden lauter und nachdrücklicher. Aber der Nebel, der sich drohend emportürmte, wich und wankte nicht.

Claas Brodersen rauchte aus einer kurzen Tonpfeife und hatte zu gleicher Zeit ein Stück Priem in der Backe. Wir hatten uns wieder einmal eine

geraume Zeit ausgeschwiegen, als Claas, indem er die Pfeife ausklopfte und sich eben anschickte, sie aus dem rotbraunen Tabaksbeutel von Juchtenleder aufs neue zu füllen, fragte:

„Seid Ihr gestern das erstemal auf Pellworm gewesen, Herr?"

„Ja", entgegnete ich, „ich habe es freilich schon früher einige Male liegen sehen, wenn ich von Husum durch die Inseln nach Amrum oder Föhr hinausfuhr, aber genauer konnte ich doch immer nur den Kirchturm und die Mühlen unterscheiden. Wie man mir sagt, ist es ein reiches Stück Land."

„Es gibt manchen reichen Mann dort, jawohl. Aber auch manchen, den wir auf Hooge nicht haben möchten."

Und nach einer Weile, da wir wieder geschwiegen hatten:

„Wie lange habt Ihr gestern gebraucht herüber?"

„Irre ich nicht, sind es zwei Stunden gewesen."

„Das ist nicht viel bei dem Wetter. Das kleine Boot von dem Kröger ist man spack."

„Sie bringen mich auf etwas, Claas," sagte

ich, „was ich wohl schon früher hätte fragen sollen. Da ich nun an unsere trübe Fahrt zurückdenke, sehe ich auch wieder das Sonderbare, das in unserem Boote saß. Wir hatten einen Mann am Steuer, der war stumm wie ein Fisch."

„Wenn Ihr zu ihm sprachet, so antwortete er nicht, sondern lächelte bloß wie ein Kind."

„Ich habe nie etwas zu ihm gesprochen, ich weiß nicht warum. Wohl weil er so wenig wirklich war und mir, ohne daß ich es selber wußte und weiter darüber nachdachte, nur wie ein Traum erschien, der da hinten am Steuer hockte. Auch der andere, der das Segel bediente, sprach nichts zu ihm, — freilich mit mir nicht viel mehr."

„Der Junge am Segel war der Sohn Krögers und heißt Knut."

Da ließ sich die alte Mutter am Ofen vernehmen und piepte:

„Der Lange am Steuer war der graue Jens."

„Was ist es mit dem?" fragte ich.

„Das will ich Euch sagen", sprach Claas, „das heißt, das Wenige, das wir selber von ihm wissen.

Das Viele, das wir nicht wissen und das in ihm wohnt, ohne daß es von den Menschen gedeutet werden kann, werdet Ihr so wenig wie wir jemals erfahren.

Der graue Jens stammt nicht von Hooge. Er ist auf Südfall, das im Südosten von Pellworm liegt, geboren und ist das einzige Kind seiner Eltern, die Großes mit ihm vorhatten, denn sie waren durch eine Erbschaft reich geworden und wollten nun weit nach oben hinaus. Noch ehe das Kind geboren war, sagt man, schmiedeten sie schon die Pläne seines Lebens und zeichneten sich die Wege vor, die sie ihn führen wollten. Er sollte ein Studierter werden, ein Pfarrer, der später von Pellworm aus wie ein kleiner König über die Seelen der Halligleute herrschen sollte, und dann sollte es heißen, daß die Eltern dieses hohen Mannes auf Südfall säßen, Ole Bradelup und sein Weib Mauke, und wenn sie nach Pellworm hinüber zum Kirchgang kämen, so würde man sich heimlich in die Seiten stoßen und flüstern:

„Seht, diese haben ihn als ihren Sohn."

Es ist anders gekommen, Herr. Das Kind wurde geboren, aber es war ein hageres Wesen, das wollte nicht schreien lernen. Es hatte müde, wässerige Augen, in denen es ewig wie eine Klage lag, und das Körperchen war verhutzelt und krumm. Die zarten, blassen Fingerchen waren still und wollten nach nichts zu greifen sich bequemen, selbst wenn es goldene und silberne Bänder waren, die man ihnen vorhielt. Kaum daß das Wurm die Brust der Mutter nahm und manchmal lächelte, wenn es die Sonnenstrahlen kitzelten; aber selbst dieses Lächeln war so sonderbar und verquiemt, daß es eigentlich kaum als richtiges Lächeln gelten konnte.

Die Eltern merkten bald, daß sie ihre Träume und Hoffnungen zu Grabe tragen mußten. Das war kein zukünftiger Studierter, den ihnen der Himmel da geschenkt hatte, sondern bloß ein müdes, unglückliches Geschöpf, das lieber nicht geboren worden wäre. Sie hofften auf einen zukünftigen Segen, aber der blieb aus. So mußten sie sich mit dieser trüben Gabe des Himmels begnügen

und schütteten all ihre Liebe auf sie aus. Das Kind wurde gepflegt und besorgt, wie man es sonst bloß Fürstenkindern tut. Aber es war umsonst. Es lernte nicht ‚Vater' und nicht ‚Mutter' sprechen, denn der Himmel hatte es mit Stummheit geschlagen. Seine Eltern sprachen ihm die ersten, süßen Kinderworte mit unermüdlicher Geduld immer wieder vor, aber hier war die größte Liebe und Sorgfalt ohne Erfolg.

Als das Kind Jens zu einem Knaben herangewachsen war, begann es allmählich eine Vorliebe für alle die Dinge und Einrichtungen zu zeigen, die zum Meere in irgendeiner Beziehung stehen. Es konnte stundenlang auf der Werft des väterlichen Hauses oder am Rande von Südfall sitzen und den Bewegungen der Segel zuschauen, die sich draußen auf dem Watt schaukelten. Und als es das erstemal mit seinem Vater zum Dorschfang aufs Meer hinausfuhr, wurden seine Augen so groß und glänzend, wie man es bis dahin nie bei ihm gesehen hatte, und seine Hände griffen in das Segel, als wollten sie es regieren. Wenn

Sturmnächte kamen und die Fenster an dem alten Halliqhause zu zittern begannen und draußen die Wasser heulten, als nahe sich eine Brut ausgehungerter Wölfe, so stieg der Knabe leise aus seinem Bett, trat im Hemd an das Fenster und lugte gespannt hinaus in die Verwüstung, über die das fahle Mondlicht floß, und es war, als ob er in ein Wunder sähe, das ihn bannte. Wenn sein Vater dann aufwachte und den Burschen am Fenster stehen sah, wie er vor Kälte zitterte, und wenn der Vater nun aufstand, zu ihm hintrat und ihn rüttelte, um ihn ins Bett zurückzujagen, so bemerkte er, daß der Knabe im tiefsten Schlaf dort am Fenster stand. Jens war ein Nachtwandler geworden. Aber er wandelte nur bei Nacht, wenn es galt, das Meer zu sehen oder zu beobachten, wie der Mond durch die Nebel brach oder wie der Sturm zur Ebbezeit über den bleichen Schlamm hinfuhr.

Jens lernte in jüngeren Jahren als die anderen Burschen auf den Halligen ein Netz auslegen, die Segel setzen und das Steuer führen und machte

sich nützlich, wo er auch immer die Hand anlegte. Aber damit war sein Ehrgeiz nicht zufrieden. Er verfiel auf andere Dinge, an welche die Halligbewohner sonst ihr Lebtag nicht zu denken pflegen. Als ihm eines Tages ein Stück Rohr in die Hände kam, modelte er es sich kunstvoll zu einer Flöte um, und da den Stimmwerkzeugen seines armen Körpers keine Töne verliehen waren, wußte er sich nun mittels dieses Instrumentes Klänge und Lieder vorzuzaubern, wie sie bis dahin kein anderer Mensch auf der Hallig so schön hatte erzeugen können. Bei Tage lag er in den Booten herum oder strickte Netze oder ging den Enten und Rottgänsen nach, und wenn der Abend kam und die Sonne wie ein großer Blutfleck hinter den Inseln niedertroff und die Winde sich mäßigten, setzte er sich auf die Werft vor die Haustür oder auch auf den Heidehügel, der auf Südfall liegt und den sie das Königspull heißen, und indem seine blassen Augen weit über die Watten hinausgriffen nach Westen zu, wo das Rot der versinkenden Sonne war, hob er zu dudeln an,

sehnsüchtig und in zarten Akkorden, wie sie sonst nicht über unsere Inseln ziehen, und die blöden Schafe auf dem Heidefleck lauschten mit schiefen Köpfen nach ihm hin, oder eine weiße Möwe oder ein Binsenhuhn flog neugierig um ihn her, und im Hause standen sein Vater und seine Mutter und fragten einander heimlich, ob das Glück sei, was ihr bleiches Kind da in den Abend bliese oder ob es ein Wünschen sei nach lichteren Tagen.

Jens war ein folgsamer Bursche, er zeigte guten Willen zu allen Dingen und liebte nichts mehr als die Einsamkeit. Wenn er sich mit seinen Gedanken und Gefühlen, die keiner zu ergründen vermochte, allein befand, war er am zufriedensten. Er fuhr am liebsten allein in seinem Boot aufs Meer, suchte allein an abgelegenen Plätzen die Krabben und Austern auf dem Schlammbecken des Watts, und seine Flöte hat man ihn bis zum heutigen Tage nur an vereinzelten Abenden in Gesellschaft anderer Menschen spielen hören. Auch sagt man, daß er sie besser spiele, wenn er sich allein wisse. Aber das ist wohl Täuschung. Es

macht wohl nur, weil man sie dann aus der Ferne hört, wo sie durch die schwere Luft hindurch um vieles verlorener und trauriger klingt.

Das, was den Namen des grauen Jens seit langem über die meisten der Inseln hin verbreitet hat, ist aber nicht so sehr sein Flötenspiel oder sein Nachtwandeln oder Segelsetzen, sondern das ist sein Laufen über den Schlick. Auch hierin hatte er sich schon als Junge eine Fertigkeit anzueignen gewußt, daß er alle andern Halligburschen darin übertraf. Ihr wißt, Herr, daß, wenn wir tiefe Ebbe haben und das Wasser aus dem Watt bis auf vereinzelte Rillen und Prielen in die hohe See hinausgetreten ist, man über den Schlick hinweg zu Fuß von einer Insel zur andern gelangen kann. Aber es ist kein gefahrloses Tun und will kaltes Blut haben, denn der Schlick ist nichts weiter als eine große Tücke. Es verlangt nicht nur eine gute Kenntnis des Watts und seiner Bänke und Tiefen, sondern auch behende Füße und eine ausdauernde Kraft. Und dann eine geschickte Verwendung der knapp bemessenen Zeit,

denn die Flut kommt mit unabänderlicher Pünktlichkeit, und wen ihre Wasser einmal umspülen, der darf getrost sein letztes Vaterunser beten und sich ruhig hinstellen und zusehen, wie sein Grab mit nassen Zungen zu ihm hinaufleckt.

Und dann der Nebel, Herr. Wir haben hier helle Tage, an denen wir durch die silberige Luft hindurchschauen wie durch Kristall, und wo wir meinen, die Sparren an den Mühlenflügeln auf Pellworm zählen zu können. Plötzlich aber ist er da. Es ist eine grenzenlose Wand, die sich bis zum Himmel emporreckt und durch die Klarheit schiebt, langsam, unheimlich, alles begrabend, eine würgende Faust. Er gibt den Dingen ein anderes Wesen und den Tönen einen anderen Klang; er verwirrt die Richtungen des Himmels und narrt alle menschlichen Sinne und Gefühle. Wehe dem Läufer durch den Schlick, der eines Tages in eine Nebelwand hineingerät und in den trügerischen Schleiern, die sich näßend um ihn schlingen, die Richtung seines Weges und die Fassung seiner Seele verliert. Es sind nicht wenige Halligkinder,

Herr, die im Nebel begraben liegen. Das Schreien ist ohne Nutzen, denn die Stimme trägt nicht weit. Nun irren sie, hierhin und dahin, aber ist die Richtung einmal verloren gegangen, so findet sie sich nicht leicht wieder. Und nun laufen sie, mit aufgerissenen Augen, und sehen am Ende, daß ihre Sinne sie wieder und wieder betrogen haben, und dann meinen sie in der Ferne etwas wie eine aufstrebende Werft zu erkennen und eilen mit klopfender Hoffnung darauf zu und müssen erfahren, daß es nur dichtere Nebelschichten sind, und dann kommt die Verzweiflung, sie ballen die Faust und recken sie in den Nebel und möchten den Nebel ermorden, und sie schreien von neuem, wie Tiere, bis ihre Kehlen heiser sind, und der Schweiß tritt ihnen aus, und ihre Zähne knirschen, und sie können nicht mehr.

Und dann, auf einmal, hören sie ein Rauschen. Erst leise und aus der Ferne, ein sanftes, liebliches Plätschern, das die Prielen und Gräben im Schlick langsam zum Schwellen bringt. Bald aber lauter und brausender, und plötzlich spült es um ihre

Füße herum, feucht und kalt, greift höher und höher, ein graues, ekelhaftes Gewässer, und sie können sich nicht mehr vorwärts noch rückwärts regen, es schwillt und wogt um sie her und sprudelt: das ist die Flut, Herr, und das Ende.

Nur einer ist hier herum unter den Schlickläufern, der auch den Nebel in seinen verschlagensten Spielen nicht scheut, das ist der graue Jens. Stumm, ohne daß seine Brust lauter schlüge, mit dem stumpfen Blick wie immer und mit sicheren Füßen schreitet er hindurch, und es berührt ihn nicht anders, als ob er durch die goldensten Strahlen der Sonne schritte. Keiner weiß sich zu erinnern, daß er einmal in die Irre gegangen sei oder daß seine Wege einmal längere Zeit erfordert hätten als sonst. Wir haben keinen besseren Schlickläufer als ihn, und es hat auf den Halligen niemals einen besseren gegeben.

Aber ich muß Euch noch erzählen, wie er hierher zu uns nach Hooge kam. Seine Mutter hatte eine Schwester, die hier verheiratet war an Balduin Kröger, meinen Freund, dem das Boot

zu eigen ist, auf dem Ihr gestern herübergekommen seid, und dessen Sohn Knut Ihr von der Fahrt her schon kennt. Balduin werdet Ihr auch kennen lernen, er ist nur wenige Jahre jünger als ich, und ich bin als junger Mensch mit ihm und Tim Nickelsen drei Jahre lang auf einem Ostindienfahrer stalliert gewesen. Die Frau Balduins also, die nun tot ist, war eine Schwester von der Mutter des grauen Jens. Als dieser, da er das Alter hatte, auf Pellworm das erste Abendmahl genommen hatte, kam er mit seinem Vater und seiner Mutter herüber, um den Verwandten einen Besuch zu machen. Seitdem ist er bei uns geblieben. Er gab, als es auf dem väterlichen Segler wieder nach Südfall zurückgehen sollte, den Wunsch zu verstehen, noch eine Zeitlang im Hause seines Oheims bleiben zu dürfen. Seine Eltern erfüllten ihm diesen Wunsch gern, zumal ihn auch sein Oheim, der den stillen Burschen und sein bescheidenes Wesen lieb gewonnen hatte, befürwortete. Was Jens an Hooge festhielt, hat er selbst nicht zu verstehen gegeben. Die Leute er-

zählen, und das wird wohl das richtige sein, daß es die schmale Tochter Balduin Krögers gewesen sei. Die war ein armes, junges Ding, von großer Schönheit, aber bleich wie das Licht des Mondes und mit Augen, die aus einer anderen Welt zu stammen schienen. Sie hustete von Kindheit an, und ihre Ärmchen blieben so schwach, daß sie nie ein Ruder von der Werft herab ans Wasser tragen konnten, und auf ihren schönen Händen waren alle die blauen Adern unter der Haut deutlich zu erkennen. Zwischen ihr und Jens spann sich eine Freundschaft an, und von seiten des Stummen mag es Tieferes gewesen sein. Der eine Kranke fühlte sich zu dem andern hingezogen, und während Jens bisher immer danach gestrebt hatte, dem Tage ein paar einsame Stunden abzugewinnen, trachtete er von nun an danach, die Einsamkeit mit dem weißen Mädchen zu teilen. Er fuhr sie, wenn es Sonne gab, mit hutsamen Rudern auf das glänzende Wasser hinaus, aber nur bei schweigendem Winde, denn das aufgeregte Meer konnte sie nicht ertragen. Und des Abends,

an freundlichen Tagen, wanderten sie zusammen über die Heide nach der Westspitze hin, er blies die Flöte, und sie hörte ihm zu, und in ihren Augen spiegelte sich die Röte des Sonnenuntergangs.

Das ging so drei Jahre, dann starb das Mädchen, und Jens war wieder allein. Er schlug es ab, in das heimatliche Haus nach Südfall zurückzukehren. Er wollte da sein, wo die Gefährtin seiner drei glücklichsten Jahre ihren Hügel hatte, und verblieb deshalb weiter in dem Hause seines Oheims bis auf den heutigen Tag. Er wurde, nachdem die Tote in die Erde gelassen worden war, noch stumpfer und sonderbarer als zuvor. Die Einsamkeit wurde ihm immer mehr der beste Freund, und das Nachtwandeln, das sich schon seit geraumer Zeit ganz verloren zu haben schien, hob wieder an. Eines Nachts, als der Vollmond glänzte und ein rasender Westwind über die Insel stob, hörte man ein fortwährendes Klappern und Krachen. Als man nachsah, fand man, daß es die Tür des Hauses war, die jemand geöffnet hatte, ohne sie wieder zu schließen. Als man

hinaustrat auf die Werft, sah man unten den Stummen mit flatterndem Haar langsam über die Heide schreiten, ein Ruder unter dem Arm, als wolle er zu den Booten hinab und eins besteigen, um in die Nacht zu fahren. Man führte den Schlafenden zurück, der erst erwachte, als es die Werft hinaufging, und dann, als er sah, wo er sich befand, die anderen mit verwunderten Augen ansah, als wollte er sagen: „Was tut Ihr denn mit mir?" Als man ihn darauf mit liebevollen Händen in sein Zimmer zurückgeführt hatte, was er sich willig gefallen ließ, warf er sich über das Bett und fing bitterlich zu weinen an.

Andere wollen ihn bei Nacht an der Küste haben stehen sehen, regungslos, wie eine Säule, den Blick auf das Meer hinausgerichtet, umflossen von dem bleichen Mondglanz und dem Licht der Sterne. Auch auf dem Grabe von Krögers Tochter soll er des Nachts gesessen und im Schlafe die Flöte gespielt haben, so süß wie nie, und das Nachtgevögel soll um ihn her geschwiegen haben und soll auf den weißen Leichenstein herabgekommen

sein und gelauscht haben auf die sonderbaren Klänge. Wer weiß, wieviel wahr ist von all diesem Geschwätz, aber daß nicht alles aus der Luft genommen ist, dafür sprechen die rätselhaften Dinge, die von getreuen Zeugen verbürgt sind.

Das Zimmer, das dem grauen Jens als Schlafgemach dient, sieht aus wie ein Museum. Er hat sich künstliche Schifflein aller Gattungen und viele andere Dinge mit großer Geschicklichkeit anzufertigen gewußt, die hängen nun schwebend an Bindfäden von den Balken der Stube hinab. Dann hat er sich Bretter an den Wänden befestigt, die tausend merkwürdigen Gegenständen als Stapelplatz dienen. Bei seinen Wanderungen über den Schlick hat er gar manches auf dem Meeresbecken gefunden, das sein Interesse in Anspruch nahm, und das er darum aufhob und mit nach Hause schleppte: Schädel von im Wasser verreckten Geschöpfen, versteintes Seegetier, wie Igel und Seesterne, seltenen Tang und tausend verrostete und wertlose Sachen, die man einst von den Schiffen in das Wasser geworfen hat. Er

hütet diese kuriose Sammlung mit großer Sorge, und von Zeit zu Zeit fügt er ihr neue merkwürdige Exemplare hinzu. Zweimal in der Woche läuft er nach Pellworm hinüber, um die Zeitungen und Briefe zu holen. Auch heute ist er wieder hinüber gewesen, denn der Nebel kann ihn nicht schrecken, und er wird nachher in unserem Hause mit vorsprechen, um uns das Husumer Kreisblatt zu bringen."

„Du hast den Kater vergessen, Claas," klang es da vom Ofen her.

„Ja, Frau, der Kater, du hast recht. Das sind nun vielleicht schon zehn Jahre her, daß er ihn eines Tages von Pellworm mit herüberbrachte, ein schwarzes, schleichendes Vieh, und keiner weiß, wo er ihn aufgetrieben hat. Es ist ein Angorakater, so groß wie ein junges Schaf, und wenn er faucht und den Buckel krümmt, so ist es, als wolle die Hölle aus seinen Augen fahren. Er begleitet den grauen Jens auf Schritt und Tritt und schmeichelt um seine Füße herum, nur auf den Schlick kann er nicht mit hinaus. Des Nachts

schläft er im Bette des Langen auf dessen Füßen, und er frißt nur das Futter, das er aus den Händen seines Herrn erhält. Es ist wohl nicht anders, als daß Jens ihm einmal etwas Gutes angetan hat, wie soll man sonst diese übertriebene Liebe einer Katze zu einem Menschen erklären? Das Vieh folgt seinem Herrn auch in das Boot und kauert sich still zu seinen Füßen hin, und wenn Spritzwasser in das Fahrzeug schlagen, so läßt es sie ruhig über sich ergehen und schüttelt nur das Fell ein wenig, aber es zeigt keine Angst, als wisse es genau, daß ihm nichts geschehen könne, wenn es zu Füßen seines Herrn sei. Es sollte mich wunder nehmen, wenn Ihr das Tier nicht gestern auch in dem Fahrzeug mit Euch geführt habt."

„Ja, ich erinnere mich, es lag am Steuerkasten. Aber ich achtete nicht darauf, ich wußte nicht, daß der Mann am Steuer sein Herr sei und daß es so eng mit ihm verbunden wäre."

„Ihr könnt Euch denken, Herr, daß die Leute seinerzeit auch von dem Tiere manches Merkwürdige zu reden angefangen haben. Sie sagen,

daß dem Jens nichts Schlimmes zustoßen könne, wenn die Katze mit ihm auf dem Wasser sei, und sie wollen wissen, daß die Augen des Tieres nicht wie die Augen einer anderen Katze seien, sondern etwas Menschliches in sich hätten. Auch sagen sie, daß das Tier zuweilen Töne ausstoße, wie es Katzen sonst nicht tun, und daß es an den nächtlichen Wanderungen seines Herrn teilzunehmen pflege. Aber ich mag nichts glauben von dem Geschwätz. Das Tier ist wohl nur eine gewöhnliche Angorakatze."

Claas Brodersen griff nach seinem Glase, trank aus, tat ein paar lange Züge aus der Tonpfeife und wollte sich dann anschicken, noch mehreres zu erzählen, als er durch einen merkwürdig ängstlichen Klang vom Ofen her daran verhindert wurde. Wir sahen zu gleicher Zeit nach der alten Frau hinüber und mußten in demselben Augenblick etwas anderes bemerken, worauf das alte Mütterchen schweigend und mit erschreckten Augen hindeutete. Dicht bei der Zimmertür, die auf den Pesel führte, stand der graue Jens. Auch Claas und ich er-

schraken heftig, denn es schien rätselhaft, wie der Stumme so lautlos zu uns hereingekommen war. Wir hatten die Tür nicht gehen hören und weder Schritte vernommen noch einen Luftzug durch die Tür verspürt. Jens sah entsetzlich aus. Sein Gesicht war erdfahl, und seine Augen sprühten krankhaft aus schwarzen Höhlen. Er schien mehr ein Schatten als ein Lebender, seine Glieder waren erschlafft, nur aus der Brust keuchte es wild hervor, er rang nach einem Schrei oder einem Wort, ohne es finden zu können.

Claas war der erste von uns, der sich faßte und sprach:

„Was willst du, Jens?"

Der Stumme erhob die Arme mit verzweifelter Gebärde und wies durch das Fenster hinaus. Wir richteten den Blick dorthin und sahen in den Nebel hinab. Da sprang Claas empor, daß die Gläser auf dem Tische klirrten.

„Es ist einer im Wasser!" rief er, und damit war er auch schon zur Tür hinaus.

Ich hatte unterdessen auch durch den Nebel hin-

durch bemerkt, wie nicht weit von der Küste im Wasser etwas mit den Gliedern um sich schlug. Ich folgte Claas, der schon über die Heide hinflog, den Booten zu. Wir machten das erste beste frei, sprangen hinein und trieben unter Claasens riesigen Ruderstößen hinaus. Aber wo war der ertrinkende Mensch hingekommen? Seine Kräfte mußten schon vergangen sein, es war nichts mehr von ihm zu bemerken, er war wohl schon für immer in die schmutzigen Wasser untergetaucht. Da trat plötzlich dicht neben unserm Boot sein Körper noch einmal aus der Flut. Claas beugte sich weit über Bord und griff nach dem emporragenden Steiß des Unglücklichen. So zog er ihn herauf. Zwei lange, triefende Beine, ein hagerer Oberkörper wurden sichtbar, und dann lag er gekrümmt und regungslos im Boot. Ein Schauder ergriff mich, und Claas blickte mich mit einer stummen Frage an. Es war der Körper des grauen Jens, den wir aus dem Wasser gezogen hatten. Wir lenkten schnell nach der Küste von Hooge zurück und trugen den Körper des

Ertrunkenen über die Heide dem Brodersenschen Hause zu, da es das nächste war. Auf halbem Wege gesellte sich mit blitzenden Augen aus dem Nebel heraus der Angorakater zu uns und miaute zum Herzzerbrechen. Er sprang an dem Körper seines Herrn empor, aber die Augen dieses sahen ihn nicht mehr. Im Hause legten wir den grauen Jens auf ein Bett und entblößten ihm die Brust, um auf das Herz zu hören. Es war alles still. Da lag er nun, ein toter, blöder Mann, den sich einst zwei alte, nun längst gestorbene Leute als den zukünftigen König über die Seelen der Halligbewohner geträumt hatten.

Wir machten Versuche, ihn wieder zu beleben; legten ihn auf den Rücken und auf die Brust; klopften ihn und rieben ihm die Haut wund. Es blieb alles vergebens. Er war maustot.

* * *

Der Schlangenring

Ich bin Nervenarzt. Es war während der Zeit meiner Sprechstunden, am Vormittag. Ich hatte eben einen harmlosen Kranken mit den tröstlichsten Versicherungen entlassen und öffnete die Tür zum Vorzimmer, um den nächsten Patienten eintreten zu lassen. Als ich den Blick durch den Warteraum gleiten ließ, fühlte ich vom Fenster her zwei Augen auf mir ruhen. Dort saß ein Mädchen oder eine junge Frau, ganz in Schwarz gekleidet, mit einem schwarzen, großkrempigen Hut auf dem Haar. Dieses Haar legte sich eng um das bleiche Gesicht, wie ein Trauerflor, und ließ in seiner Üppigkeit das schmale, ungewöhnliche Haupt noch um so merkwürdiger erscheinen. Die glänzenden Augen ruhten still, mit einem tiefen Ausdruck des Schmerzes auf mir. Ich hatte ähnliche Augen schon bei anderen Kranken gesehen, aber niemals waren sie mir so weltentrückt, so überirdisch erschienen.

Dieses Gesicht am Fenster hatte mich ergriffen. Ich hatte es noch lebhaft in Gedanken vor mir, als ich das Wartezimmer wieder geschlossen und mich der Untersuchung eines neuen Kranken zugewendet hatte. Als dieser entlassen war und ich das Vorzimmer von neuem öffnete, ging mein Auge sogleich wieder nach dem Fenster hinüber. Sie hob den Kopf eben von einem Buche, in dem sie geblättert hatte, und wieder lag der sonderbar brennende Glanz der Augen auf mir, und das weiße, fast milchweiße Fleisch der hageren Wangen leuchtete in dem Sonnenlicht, das durch die Scheiben auf sie hereinfiel, zum Erschrecken. Um ihren Mund glaubte ich diesmal, da sie bemerkte, daß ich sie musterte, einen lächelnden, aber keineswegs angenehm lächelnden Zug fliegen zu sehen, und auch ihre auf dem Tisch liegenden, von den Handschuhen entblößten Hände konnte ich diesmal erkennen: lange, geisterhaft dünne Hände, die ganz von der milchigen Farbe der Wangen waren.

Als ich dann wieder die Zimmertür öffnete,

war sie verschwunden. Warum hatte sie sich entfernt? War ihr die Wartezeit zu lang geworden? Oder hatte sie sich noch im letzten Augenblick vor der Untersuchung, von deren Resultat sie gewiß nichts Gutes erwartete, gescheut? Wer weiß, – jedenfalls war sie verschwunden und kehrte nicht zurück.

Die Augen des bleichen Mädchens verließen mich nicht mehr. Beim Essen und nachher, als ich über einer Arbeit saß, immer wieder tauchten sie vor mir auf, in tiefen Höhlen, flackernd und mit einem Ausdruck des Schmerzes, der kein gewöhnlicher Schmerz sein konnte.

Bei Beginn der Dämmerung verließ ich die Wohnung und unternahm einen Spaziergang in einem an die Stadt stoßenden Lustgarten. Ich dachte immer wieder an die großen Augen zurück. Als ich, da man bereits in den an den Lustgarten grenzenden Straßen die Laternen anzündete, nach einigen Minuten einsamer Ruhe auf einer an einem kleinen Teiche idyllisch gelegenen Bank, wo eine Nachtigall schlug, mich anschickte, in die

Stadt zurückzukehren, bemerkte ich ein Ende vor mir eine Frauengestalt. Indem ich sie wahrnahm, fühlte ich die Vorstellung der rätselhaften Augen vom Vormittag wieder besonders lebhaft in mir werden. Ich glaubte sie von rechts und links aus allen Büschen heraus auf mich gerichtet zu sehen. Der großkrempige Hut da vorn konnte nur der Hut des blassen Mädchens vom Fenster sein. Ich fühlte, wie ich erregter wurde, und beschleunigte meine Schritte. Da, noch ziemlich weit von mir entfernt, bog sie in einen Seitenweg ein, der direkt in die Stadt führte. Als ich an die Biegung des Weges kam, war nichts mehr von ihr zu entdecken. Weiter zu suchen war unnütz in der Dunkelheit. Ich verlangsamte die Schritte wieder und schlenderte den gleichen Weg dahin, den sie gegangen war. Meine Stimmung war ärgerlich und zerfahren. Ich schalt mich einen Narren, daß ich mich von einem Paar völlig fremder, kranker Augen in so einfältiger Weise verwirren ließ, und nahm mir vor, nunmehr nicht weiter an das blasse Geschöpf zu denken. Aber schon indem ich den

Vorsatz faßte, fühlte ich, daß es bei dem bloßen Vorsatz sein Bewenden haben werde.

In die lärmende, von zahllosen Lichtern, geschäftig hastenden Menschen und lärmenden Fahrzeugen erfüllte Stadt zurückgekehrt, suchte ich einen Freund auf und plauderte mit ihm, wobei ich es mit Absicht vermied, ihm von dem blassen Mädchen und ihren Augen zu erzählen. Wir gingen zusammen in eine Wirtschaft, aßen etwas und entschlossen uns, die Oper zu besuchen, wo man an diesem Abend Carmen gab.

Wir saßen im Parterre. Die Musik der Oper und die vorzügliche Darstellung nahmen mich ganz gefangen, so daß meine Gedanken gelöst und meine Empfindungen völlig auf die schwellenden Töne und die Vorgänge auf der Bühne konzentriert waren. Da, mitten im ersten Akt, als in der Zigarettenfabrik sich gerade das plötzliche Kreischen der sevillanischen Mädchen erhebt, weil Carmen die eine von ihnen mit dem Dolche gestochen hat, — da plötzlich schwand meine Teilnahme an der Oper auf einen Schlag gänzlich

dahin, ich hörte und sah nichts mehr, wurde unruhig und rutschte nervös auf dem Plüschsessel hin und her. Der Ursache dieser Unruhe wurde ich mir nicht gleich bewußt, aber bald sagte mir ein unbestimmtes Gefühl, daß die Ursache von irgend einem Vorgang oder einem Wesen in meinem Rücken herkommen müsse. Es war mir nämlich, als sei an meinem Hinterkopf irgend etwas geschehen, als zwicke man ihn mit feinen Nadeln, oder als wirke ein elektrischer Strom auf ihn ein. Unwillkürlich drehte ich mich, als ich der Unruhe nicht mehr Herr werden konnte, um, und indem ich heftig erschrak, erkannte ich nun den Grund meines Zustandes sofort. Aus einer der Logen im ersten Rang sahen die großen Augen auf mich herab: zwei glänzende Sterne, von jenem merkwürdigen phosphorischen Glanz, wie ihn die Augen der Katzen zur Nachtzeit haben.

Ich wurde innen heiß. Jene Augen und das totenbleiche Gesicht, dem sie gehörten, schienen mich nicht mehr verlassen zu wollen. Mein Interesse an dem Schauspiel war dahin. Ich konnte

mich eines wachsenden Gefühls der Angst nicht erwehren, und da dieses schließlich ins Unerträgliche stieg und ich meine Nerven nicht mehr beschwichtigen konnte, so erhob ich mich und begab mich hinaus.

Mein Freund folgte mir auf dem Fuße. Er merkte wohl, daß ich mich unwohl fühle. Draußen fragte er:

„Was ist dir? Du siehst schlecht aus."

„Ich weiß nicht. Ich fühlte mich schon den ganzen Tag nicht besonders. Kopfweh und augenblicklich etwas Schwindel, jedenfalls ist es bedeutungslos. Es wird das beste sein, ich gehe nach Haus und ruhe mich. Laß dich bitte nicht stören und bleib."

Mein Freund brachte mich an eine Droschke und begab sich in das Theater zurück.

Ich hatte in der Tat Kopfweh bekommen. Ich lehnte mich in das Polster der Droschke und stellte mir den bleichen Kopf wieder vor, wie er in dem dunkeln Raum des Theaters aus der Loge so starr auf mich herabsah. Diese brennenden

Augen werden mich noch verrückt machen, dachte ich. Wie ich sie schon gefühlt hatte und wie sie schon auf mich eingewirkt hatten, ehe sie mir noch zu Gesicht gekommen waren! Was wollten diese Augen eigentlich von mir? Warum sahen sie immer mich gerade an, mich allein unter den vielen, und immer nur mich? Ich hatte dieses Mädchen früher niemals gesehen, und nun mit einem Male lebte es in allen meinen Nerven, als wollte es mir die Freude am Leben morden, und ihre Augen hefteten sich an mich, als wollten sie mir etwas Schlimmes tun, das Gewissen zermalmen oder mit den Schatten der Zukunft drohen oder was weiß ich.

Erster Leser: Wann wird der Mensch aufhören, von den kranken Augen dieser Frau zu fabeln? Wann kommt der Schlangenring?

Zweiter Leser: Warten wir das Ende dieser Torheiten ab.

In meiner Wohnung angekommen, begab ich mich in das Arbeitszimmer, zündete Licht an, legte Hut und Mantel ab und trat vor den

Schreibtisch. Auf diesem stand ein kleines Kästchen, das ich nicht kannte. Ich öffnete, und es fiel mir zu meiner Verwunderung ein ganz fremder, goldener Ring daraus entgegen.

Erster und zweiter Leser: Ah – Ah –

Er hatte die Form einer zusammengeringelten Schlange, und dort, wo sich die Augen der Schlange befanden, saßen zwei kleine, rotfunkelnde Steine. Sobald mir der Ring in die Hände fiel, mischte sich in sein Bild die Vorstellung der dämonischen Augen aus dem unbekannten Frauengesicht. Wie kam dieser Ring auf meinen Schreibtisch? Ich rief die Wirtschafterin, hielt ihr das Kästchen entgegen und fragte sie, wer dies gebracht hätte. Niemand, entgegnete sie, sie kenne das Kästchen nicht. Ich fragte sie, ob irgendein Besuch dagewesen sei. Nein, erwiderte sie, es sei niemand dagewesen. Darauf sagte ich ihr, daß sie mich belöge, denn ich hätte dieses Kästchen auf meinem Schreibtisch vorgefunden, und es müsse doch von irgend jemand dorthin gestellt worden sein, denn ich selbst kenne es durchaus

nicht, und zu der Zeit, als ich die Wohnung verlassen hätte, habe es sich auf dem Schreibtisch nicht befunden. Ich nähme deshalb an, daß sie mir etwas verberge und habe die Vermutung, daß sie selbst es dort im Auftrage irgendeines andern niedergelegt habe, dem sie auf sein Verlangen, und jedenfalls durch klingende Münze belohnt, Schweigen gelobt habe. Auf diese Worte hin fing die Person zu weinen an und versicherte mich unter Ausdrücken der Verzweiflung, daß sie von alledem, was ich da sage, nichts wisse, daß sie das Kästchen nie in ihrem Leben gesehen habe, daß mein Zimmer während des Nachmittags von niemand betreten worden sei, kurz, daß sie unschuldig wäre.

Gut also. Ich hieß sie mit mürrischen Worten gehen und befand mich wieder mit dem unerklärlichen Schlangenring allein. Ich zog ihn mechanisch auf den Finger und zog ihn wieder ab. Ich betrachtete ihn genau, legte ihn nieder, ließ ihn von neuem durch die Hände gleiten und steckte ihn endlich in das Kästchen zurück. Ich schritt

in dem Zimmer auf und ab, dachte an tausend Dinge, sah die großen Augen wieder glühen, hörte den Schrei der Carmen in der Zigarettenfabrik, fühlte den Schmerz am Hinterkopf, und schließlich verwirrte sich alles. Da die Kopfschmerzen bald unerträglich wurden, entkleidete ich mich und begab mich zu Bett. Aber die Ruhe wollte nicht kommen. Der Ring marterte mich, und sobald ich ihn im Geiste vor mir sah, sah ich auch wieder die unseligen Augen leuchten und sah das leichenblasse Gesicht in dem dunkeln Theaterraum, und dann trat plötzlich die Vorstellung ein, daß dort, wo am Kopf der goldenen Schlange die beiden Rubine saßen, eigentlich die Augen des unbekannten Mädchens sitzen müßten, und plötzlich saßen sie in meinen Phantasien auch wirklich da und stierten mich unheilvoll an, die Schlange fing an sich abzurollen und kroch mir langsam entgegen, streckte die zweiteilige Zunge heraus und begann sich fest um meine Glieder zu legen, während die Augen mich verzehren wollten . . .

Unter diesen abscheulichen Vorstellungen schlief ich endlich ein. Doch damit verschwanden die Bilder nicht. Sie traten erbarmungslos in meine Träume hinüber, ließen nicht ab mich zu quälen und wurden immer gräßlicher. Das Bild der Augen in dem bleichen Gesicht hatte sich endlich so fest mit dem Bilde der goldenen Schlange verbunden, daß sie nur noch mit dieser zusammen in die Vorstellung traten. Sie umschwirrten mich in aufregender Weise die ganze Nacht hindurch. Und als ich am folgenden Morgen erwachte, übermüdet, mit schmerzendem Kopf und schweren Gliedern, war das erste, daß ich wieder nach dem Schreibtisch hinüberschaute, wo das nichtswürdige Kästchen stand, vor dem mich fast eine Furcht zu ergreifen begann, denn die Schlange war ja darin, die verfluchte goldene Schlange mit den brennenden, menschlichen Augen im Kopf . . .

Als ich mich erhoben hatte, öffnete ich das Kästchen voll Erwartung und überzeugte mich, daß die Schlange rote Rubine im Kopfe trug

und nicht die Augen des weißen Mädchens mit dem schwarzen Haar. Ich überlegte, was ich mit dem Ring beginnen sollte. Sollte ich ihn behalten? Keinesfalls. Ich fühlte, daß er meine Gedanken unheilvoll beschäftigte und in quälende Bahnen lenkte, so oft ich an ihn dachte oder ihn vor mir sah. Ich mußte mich davon befreien, auf welche Weise es auch sei.

Ich hatte die Vermutung, daß das Mädchen während der Sprechstunden an diesem Tage wiederkommen würde. Aber sie erschien nicht. Ich mußte bei der Ausübung meines Berufes alle Kräfte aufs äußerste zusammennehmen, denn ich war wie zerschlagen und konnte mich kaum auf den Beinen halten. Einige Bekannte fragten mich, was mir fehle, da ich bleich und angegriffen aussähe. Ich sagte ihnen, daß es ein leichtes Unwohlsein wäre, infolge von Erkältung.

Die Nachmittagsdämmerung an jenem Tage war schrecklich. Ich saß vor dem Schreibtisch, den Schlangenring neben mir, und dachte noch einmal unter peinlicher Zergliederung der Dinge

über alle Einzelheiten nach, die mir geschehen waren. Besonders ließ mich der Gedanke nicht los: Auf welche Weise ist der Ring in mein Zimmer gekommen? Meine Wohnung befand sich im Erdgeschoß, und die Fenster (es war Frühling) standen meist geöffnet. Die einzige Möglichkeit war also, daß man ihn durch das Fenster hineingeschmuggelt hatte. Wie war die betreffende Person aber in den von einem hohen Eisengitter eingefaßten Vorgarten gekommen und überhaupt: welchen Zweck hatte sie mit diesem Geschenk verbunden? Hierauf war eine auch nur einigermaßen befriedigende Antwort nicht zu finden.

Ich spürte während des fruchtlosen Nachdenkens über diese Dinge wieder die nichtswürdigsten Phantome um mich her. Ich stellte mir vor, wie eine Schlange sich durch das Eisengitter des Vorgartens drängte, sich zu dem Fenster emporwand und in mein Zimmer hineinkroch. Ich sah das Mädchen in Schwarz im Garten stehen, den unangenehm lächelnden Zug um die Lippen, und nun langte ihre blasse, dünne Hand durch die

Gardinen und legte eine kleine Schlange vor mich auf den Tisch. Ich sah die großen Schmerzensaugen aus allen Winkeln der Dämmerung heraus auf mich gerichtet, und mitunter war mir ganz deutlich, als ob der Ring neben mir auf dem Tisch sich langsam in Leben umzuwandeln beginne, als ob er schimmere, in den Farben eines lebenden Gewürms, und dann diese blitzenden Augen aus rotem Stein, die doch in Wirklichkeit sicher ganz andere Augen als steinerne Augen waren . . .

Ich hielt diese Pein nicht mehr aus. Ich fühlte, daß ich ernstlich krank werden müßte, wenn ich diese verstörenden Einbildungen noch länger auf mich einwirken ließe. Ich raffte deshalb den Rest meiner Energie zusammen, stand kurz entschlossen auf, nahm das Kästchen mitsamt dem Ring zu mir und begab mich ins Freie. Ich durchschritt einige Straßen und kam an den schmalen, tiefen Kanal, der die Stadt durchschneidet. Auf der zierlichen Brücke von St. Michaël machte ich halt. Ich beugte mich ein wenig über das

Geländer und warf das Kästchen samt dem Schlangenring in das schmutzige Wasser, wo es unterging. Als ich wieder aufschaute, sah ich drüben im Schein einer soeben angezündeten Laterne das Mädchen in Schwarz vorüberschreiten. Ihre Augen schauten zu mir herüber, um ihren Mund fuhr ein höhnisches Lächeln, das zugleich wie ein mitleidiges Bedauern war, ihre Schritte waren schleppend und müde, und das Bleich ihrer Wangen schien noch kränker als zuvor. In einem der nächsten Häuser verschwand sie.

Es verdroß mich aufs höchste, daß sie es mit angesehen hatte, wie ich den Ring in den Kanal geworfen; denn sie hatte es ohne Zweifel mit angesehen. Es schien ganz unvermeidlich, daß meine Spuren sie nach sich zogen oder daß ich mich, ohne es zu wissen, an ihre Spuren heftete. Wann, wann sollte dies ein Ende nehmen?!

Ich schlenderte durch die Straßen der Stadt, suchte mich durch das Betrachten der Schaufenster zu zerstreuen, machte einige Besuche bei Kranken und Bekannten und kaufte hier und da etwas ein,

nur um auf andere Gedanken zu kommen. Aber es gelang mir noch immer nicht. Ich dachte bei mir: Wenn mein Zustand in der folgenden Nacht der gleiche sein wird wie in der vergangenen, so werde ich morgen das Bett nicht verlassen können, und der Himmel weiß, was geschehen wird.

Unter diesen trüben Betrachtungen wendete ich mich endlich wieder nach Haus. Ich schritt wieder am Kanal entlang, auf dessen schmutzigem Wasser die Lichtreflexe der Laternen flackerten. Dort vorn wölbte sich die Brücke von St. Michaël, auf der ich heute schon gestanden hatte. Nicht weit davon staute sich ein Zusammenlauf von Menschen. Was war vorgefallen? Als ich mich dem dunkeln Knäuel näherte, hörte ich einzelne aufgeregte Stimmen:

„Ein Arzt! Ist kein Arzt da? Ruft schnell nach einem Arzt!"

Ich drängte mich durch die Menschen hindurch, indem ich mich als Arzt zu erkennen gab.

„Was gibt es?" fragte ich.

Da sah ich es schon vor mir. Es war der

Körper des blassen Mädchens mit den Rätselaugen. Sie lag mit schlaffen Gliedern auf dem Pflaster, triefend von dem schmutzigen Wasser des Kanals. Die Augen waren zur Hälfte geschlossen und schienen das Friedlose ihres Blickes verloren zu haben. Das schöne, schwarze Haar klebte wirr an den Wangen und auf der Stirn, deren Blässe nun die Blässe des Todes war. Ich beugte mich nieder und fühlte nach den Pulsen. Es war alles vorbei. Als ich die linke Hand ergriff, sah ich an dem Mittelfinger einen goldenen Ring von der Form einer Schlange, deren Augen zwei funkelnde Rubine waren.

„Sie hat sich von der Brücke hinabgestürzt," sagten die Leute, „wir haben es nicht mehr hindern können. Ehe wir sie herausfischen konnten, ist sie ertrunken."

„Ja," sagte ich, „sie ist tot."

Es ging eine Bewegung durch die Menschen. Einige entfernten sich, andere strömten herzu. Wir sahen nach, ob sie irgend welche Papiere bei sich hatte, die auf ihren Namen oder ihre Wohnung

deuten konnten, doch es war nichts zu finden. Ich schickte zwei Männer in die Hilfsstation des Viertels, um eine Bahre zu holen. In dieser wurde die Tote der öffentlichen Leichenhalle zugeführt.

In der darauffolgenden Nacht schlief ich ohne Traum, befreit von allen Phantomen und Phantasien. Der Bann jener unseligen Vorstellungen, die von den großen Augen und dem Ring ausgingen, ist von mir gewichen. Ich habe beide nicht wieder gesehen.

Erster Leser: Es ist empörend, daß man es wagen darf, uns mit einer solchen Geschichte zu langweilen. Der Verfasser ist ein Narr.

Zweiter Leser: Bei Gott, das ist er.

* * *

Carmen

An einem klaren Herbstmorgen fuhr ich in den Bahnhof von Sevilla ein.

Als ich kurz darauf durch die Stadt schlenderte, fielen mir an den Straßenecken rote Plakate auf, die für den Abend eine Vorstellung der Oper Carmen im Teatro San Fernando ankündigten. Carmen am Ort ihrer Taten und ihres Todes, in Sevilla? Es stand sogleich bei mir fest, daß ich hingehen würde.

Ich begab mich zunächst ins Hotel de Roma und ließ mir ein Zimmer anweisen. Es lag nach einem Garten hinaus, wo goldgelbe Orangen aus den Zweigen leuchteten. In der Mitte des Gartens sah ich einen Springbrunnen, der aber nicht in Tätigkeit war, nicht weit davon stand eine weiße Marmorbank mit hoher Rückenlehne, über der sich die dichten, von roten Blüten durchsetzten Zweige eines Gardenienbaumes drängten.

Einige andere Marmorbilder, figürliche Darstellungen, standen hier und dort malerisch unter den Bäumen.

Als ich nach Einnahme des Frühstücks das Hotel wieder verließ, begegnete ich in der Tür des Hauses einer schönen Frau.

Das ist nichts Sonderbares in Sevilla. Diese aber, — mochte es sein, weil sie so unvermutet in der Haustür neben mir erschien; mochte es sein, daß irgend etwas Ungewöhnliches in ihrer Erscheinung war, das mein Gefühl nicht sogleich zu deuten vermochte —: sie überraschte mich aufs höchste. Sie war Andalusierin, das war unverkennbar. Die großen Mandelaugen und die vollen, halbmondförmigen Brauen darüber verrieten es. Sie trug eine schwarze Mantilla über dem Haar, und hinter dem einen Ohr steckte eine rosa Nelke. Sonst war sie schwarz gekleidet, ohne alle anderen Farben. Sie trat in das Hotel ein, während ich auf der Schwelle stehen blieb und ihr nachsah. Sie schritt die Treppe empor, ohne sich umzublicken. Wie stolz war ihr Gang, und

ihre Haltung: wie namenlos stolz! Ohne Zweifel, sie war eine Andalusierin.

Ich mischte mich in das bunte Getriebe der Stadt, kaufte einem Zigeunerkind eine Kamelienblüte ab und tat sie ins Knopfloch. Dann wendete ich meine Schritte der königlichen Tabakfabrik zu, jenem alten Barockgebäude, in dem die sevillanischen Mädchen duftende Zigarillos in ihren braunen Fingern formen, indessen sie Lieder singen, vor denen man nicht erröten darf; und über dessen Eingang sich in Stein gehauen ein Engel mit einer Posaune erhebt: die Posaune aber wird dröhnen, daß ganz Sevilla es hören wird, sobald die erste keusche Sevillanerin unter den Flügeln des Engels durch die Pforte der Fabrik hinschreitet.

Die braunen Katzen in den Arbeitssälen der Fabrik kicherten und schwatzten, stießen sich mit den Armen an und lachten mir lästerlich ins Gesicht. Eine – braun, üppig, mit Lippen wie Blut, und neben ihr stand eine Kinderwiege – löste mit flinken Fingern eine gelbe Rose aus dem

Haar und schleuderte sie mir lachend ins Antlitz, wobei ihre Zähne wie Perlen glänzten. Ich nahm die Kamelie aus dem Knopfloch und warf sie dem Mädchen entgegen. Sie fing sie auf und steckte sie dorthin, woher sie die Rose genommen hatte. Dann warf ich ihr noch einen weißen spanischen Silbertaler zu, der ihr sicherlich mehr behagte als die wertlose Blüte.

Als ich die Fabrik verlassen hatte, war die Mittagsstunde nahe. Ich trat in das Kaffee America, um noch irgend etwas vor Tisch zu trinken. Das Kaffee war wenig besucht. An einem der Tischchen saß die schöne Frau aus meinem Hotel. Sie war in Gesellschaft zweier Herren, deren großkrempige Hüte und glattrasierte Gesichter verrieten, daß sie Toreros waren. Die Männer rauchten Zigaretten und tranken Manzanilla. Sie hatte ein Glas Limonade vor sich.

Ich fragte den Kellner, ob er mir sagen könne, wer jene Dame sei mit der schwarzen Mantilla und der Nelke hinter dem Ohr, in Begleitung der Toreros.

„Doña Balbina Domingo, Herr," sagte er, „die Primadonna des Teatro San Fernando. Heut abend wird sie die Carmen singen."

„Ist sie Sevillanerin?"

„Aus Cadix, Herr. Sehen Sie die Brauen über den Augen. Die haben die Mädchen nur dort."

„Ich bin ihr im Hotel de Roma begegnet. Wohnt sie da?"

„Ja, Herr."

Während ich mit dem Kellner sprach, hatten sich die drei an dem Tischchen drüben erhoben und schritten dem Ausgang zu. Voran die Balbina, ohne nach rechts oder links zu blicken, in der Haltung einer Königin. Dann die beiden Burschen mit ihren kurzen Jacken und schmalen, roten Krawatten, die selbstgedrehten Zigaretten im Mund. Als sie hinter ihr hinausschritten, konnte ich auch die koketten Torero-Zöpfchen unter dem Rande ihrer Hüte erkennen.

Auch ich verließ das Kaffee, begab mich auf mein Zimmer in dem nahe gelegenen Hotel und

dachte an Doña Balbina. Ich trat ans Fenster und blickte in den stillen Garten hinab, wo die Sonne auf den Blüten der Gardenien und der weißen Marmorbank lag.

Man läutete zu Tisch. Ich machte mich zurecht und ging hinunter. Im Speisezimmer saß man schon an einem länglichen Tisch beisammen, während die Vorspeisen herumgereicht wurden. Es saßen etwa zwölf Personen an der Tafel, die mit duftenden Blumen verziert war, mit Nelken, Geranien und Rosen. An dem einen Ende des Tisches, dicht beim Fenster, saß die Balbina. Ihre Toilette war die gleiche wie kurz zuvor im Kaffee. Auch die rosa Nelke steckte noch hinter dem Ohr.

Der Wirt des Hauses führte mich an den Tisch, nannte der Gesellschaft meinen Namen und wies mir den Platz gegenüber der Balbina an. Da saß ich nun vor ihr. Sie war gerade im Gespräch mit ihrem Nachbar begriffen, einem dicken Valencianer, der, wie ich bald heraushörte, Reisender für eine Fayence-Fabrik war.

Er machte ihr überschwengliche Komplimente und beteuerte, daß er vor Ungeduld vergehe, am Abend in der Oper ihre Arie:

„Die Liebe von Zigeunern stammt,
Sie fragt nach Rechten nicht, Gesetz noch Macht—"

zu hören, und nachdem er den Anfang der Melodie pathetisch vor sich hingesummt hatte, verschlang er begeistert eine gesottene Artischocke. Die Balbina lächelte dazu und versprach ihm mit einer reizenden Handbewegung, während jenes Liedes nur an ihn zu denken und es in einer Weise zu singen, daß ihm das Herz stillstehen solle. Da warf er ihr (indem er schon wieder an einem Stück Seehecht kaute) seine verliebtesten Blicke zu, und alles lachte.

Auf der andern Seite neben ihr saß ein junger Franzose, Gelehrter, Archäologe von Beruf, der erst vor einigen Tagen angekommen war, um in den Ruinen des nahen Italica unbekannte Schätze zu heben, und mit der spanischen Sprache auf schlechtem Fuße stand. Wenn er den Mut fand, sich zu einer längeren, zusammenhängenden Rede

an die Balbina aufzuschwingen, so wurde er immer schnell verlegen, stolperte über seine eigenen Worte, vor deren Kühnheit er selbst erschrak, und zog sich dann mit einigen französischen Höflichkeitsformeln, die ihm besser von den Lippen gingen, von der Balbina aber durchaus nicht verstanden wurden, in die Gefilde der Schweigsamkeit zurück.

Sonst waren noch ein paar sevillanische Kaufleute, Junggesellen, zugegen; zwei völlig vertrocknete Engländerinnen, den Bädeker neben sich auf dem Tisch und keines Wortes Spanisch mächtig; und endlich ein langer, lustiger Katalonier, Industrieller aus Barcelona. Er bewegte sich fast nur in Flüchen (kein Volk flucht so entsetzlich wie die Katalonier) und wandte sie in besonderer Verstärkung an, wenn es galt, seiner Bewunderung für die Balbina Ausdruck zu geben.

Diese beteiligte sich an der Unterhaltung nur wenig. Sie liebte es, hin und wieder ein Scherzwort hinzuwerfen, das die anderen auffingen, als ob es eine goldene Gabe sei, und beschränkte sich

im übrigen darauf, in Ruhe und mit Anmut ihre Mahlzeit zu verzehren.

Als man gerade wieder von der am Abend bevorstehenden Aufführung der Carmen sprach, äußerte der Katalonier:

„Wir werden heut abend in gefährliche Gluten blicken. Verbrennen Sie nicht, Balbina, uns zu Liebe, verbrennen Sie nicht. Die Frau, in deren Kleidern Sie stecken werden, ist eine Frau wie eine lodernde Flamme."

„Nein," wagte ich einzuwenden, „diese Carmen ist eine Frau mit einer Seele wie Eis."

Der Katalonier war erstaunt und schwieg. Die Balbina richtete ihre Augen auf mich und sagte langsam:

„Sie haben recht, Herr. Diese Carmen ist eine Frau mit einer Seele wie Eis. So werden Sie sie auch sehen heut abend. Machen Sie sich gar nicht auf Flammen gefaßt, meine Herren. Sie werden frieren."

„Es freut mich, daß Sie meine Meinung teilen," sagte ich, „nun weiß ich, daß ich heut

abend einige Stunden des Genusses verleben werde."

Sie schüttelte den Kopf, mit einem Lächeln.

„Sie werden vielleicht enttäuscht sein," entgegnete sie, „seien Sie versichert, ich bin gar nicht das, was man eine gute Sängerin heißt. Sie haben in Ihrem Vaterland bestimmt viel bessere gehört. Aber die Carmen — ja, ich glaube, daß die Carmen eine Rolle ist, die ich spielen darf —"

„Ohne Flammen, Balbina? Nein, nein, nein, sagen Sie das nicht. Sie werden das auch nicht tun. Wie könnten Sie eine Carmen ohne Flammen spielen?"

„Niemals!" meldete sich der Widerspruch von anderer Seite her, „Balbina, Sie wollen ein Mädchen aus Cadix sein?"

„Eine Carmen ohne Gluten? O Balbina!"

„Ich habe nicht gesagt, daß die Carmen eine Frau ohne Gluten sei. Aber diese Gluten führen ihr Leben unter einer Kruste von Eis. Sie brennen viel zu tief, als daß sie so leicht an das Tageslicht könnten. Das Eis ist erbarmungslos."

Ich nickte zustimmend.

„Und daran stirbt sie, an diesem Eis," sagte ich.

Die Balbina schien erstaunt.

„Ja, daran stirbt sie," wiederholte sie in schleppendem Ton.

Die Mahlzeit war zu Ende. Die Engländerinnen und einer der jungen sevillanischen Kaufleute hatten sich schon vor einer Weile erhoben und verabschiedet. Nun stand auch die Balbina auf und sprach, über die Tafel hin nickend, einige freundliche ‚Adios'.

Wie erstaunt war ich, als sie sich dann zu mir wandte, mir die Hand reichte und fragte:

„Werden Sie heut abend ins Theater kommen?"

Ich ergriff ihre matte Hand und drückte sie.

„Ja," erwiderte ich, „ich muß doch sehen, wie die Carmen an ihrem eisigen Herzen stirbt."

Als sie hinaus war, sprach man wieder nur von ihr.

„Welch eine merkwürdige Frau," sagte der Katalonier, „man wird nicht klug aus ihr."

„Haben Sie gefühlt, mit welchem Ernst sie von dem eisigen Herzen der Carmen sprach?"

Der Valencianer, der nicht abließ von den Früchten zu essen, wandte sich an mich:

„Sie sind ein Glückspilz. Wem von uns hat sie je die Hand gereicht?"

„Es machte ihr offenbar Freude, daß unsere Ansicht über das Wesen der Carmen die gleiche ist", sagte ich.

„Welch eine vertrackte Ansicht!" sprach der Katalonier und schüttelte den Kopf.

Der Valencianer pfiff:

„Die Liebe von Zigeunern stammt,
Sie fragt nach Rechten nicht, Gesetz noch Macht—"

„Ich bin begierig, wie sie das singen wird heut abend."

„Kalt wie Eis", lachte der Katalonier.

Damit standen auch wir Letzten von der Tafel auf und gingen auseinander.

Ich begab mich in den Garten, in dem noch immer die Sonne lag. In der einen Ecke sah ich die beiden eingeschnurrten Engländerinnen

sitzen. Sie hatten sich den Kaffee dort draußen servieren lassen. Ich setzte mich auf die hochlehnige Marmorbank, die nahe dem Springbrunnen stand, und ließ mich von den überhängenden Zweigen des Gardenienbaumes beschatten. Ich träumte, wie hold es sei, wenn jetzt die Balbina neben mir säße. Wenn ich ihr sagen könnte, wie sie mich glücklich gemacht hatte durch die Gabe ihrer Hand. Wenn ich ihr sagen könnte, wie ich sie liebe, wie ich sie geliebt hätte seit dem ersten Augenblick, da ich sie gesehen, und wenn ich dann ihre Hände nehmen könnte, ihre weichen, matten Hände, die sie mir lächelnd lassen würde, und wenn sie sich dann glücklich zu mir neigen würde, und ich würde den Arm um ihre Brust legen, aber in der Nacht müßte es sein und die Sterne glänzen .....

Die Träume waren einfältig, und schließlich lachte ich mich aus. Ich hatte schon die Augen geschlossen, da ich sehr müde war, und war nahe daran, in die wirklichen Träume des Schlafes hinüberzudämmern. Da hörte ich auf dem Kies

knirschende Schritte, so daß ich emporfuhr. Die beiden Engländerinnen schritten steif an mir vorüber. Ich grüßte, sie senkten dankend ihre fleischlosen Häupter. Ich stand auf, pflückte eine Gardenie aus den Zweigen über mir und ging in das Hotelgebäude zurück. Ich ließ mir den Kaffee auf mein Zimmer bringen und erledigte einige Briefschaften. Dann streckte ich mich auf dem Sofa aus. Ich meinte ein paar Stunden schlafen zu können, aber es wollte nicht gehen. Allerlei durcheinanderfließende Vorstellungen stiegen herauf, die einander jagten und mich keinen Schlaf finden ließen. Ich sah die schöne Balbina bei Tisch mir gegenüber, sah mich auf der Marmorbank im Garten, die Gardenienblüten und den blauen Himmel über mir, meinte die Hand der Balbina in der meinigen zu fühlen und hörte dazwischen den Katalonier mit heiserer Stimme singen:

„Die Liebe von Zigeunern stammt,
Sie fragt nach Rechten nicht, Gesetz noch Macht—"

Als ich mich endlich erhob, fühlte ich mich müder als zuvor, ärgerte mich über meine wirren Ge-

danken und beschloß einen Spaziergang ins Freie zu machen, den Guadalquivir entlang. Ich ging also und bog zunächst in eine enge Seitenstraße ein. Dort blieb mein Blick verwundert an einem zierlichen Balkon hängen: die Balbina stand auf ihm, an der Seite eines bildhübschen jungen Menschen. Sie schauten beide die Straße hinab und plauderten. Sie hielt eine weiße Rose zwischen den Lippen, die Nelke hinter dem Ohr war verschwunden. Als ich ziemlich unterhalb des Balkons angelangt war, grüßte ich hinauf. Sie nickte und ließ die Rosenblüte niederfallen. War es Absicht oder Zufall? Die weiße Rose lag zu meinen Füßen. Ich nahm sie auf und grüßte dankend empor. Die Balbina nickte wieder, ernst und bleich. Der junge Mensch war von ihrer Seite verschwunden. Am Ende der Straße wandte ich mich nochmals um. Nun war auch sie in die Zimmer des Hauses zurückgetreten.

Eine weiße, duftende Rose in der Hand, schlenderte ich weiter. Wie kam die Balbina auf diesen Balkon, und wer war der junge Mensch neben

ihr gewesen? Dann traten mir wieder die beiden Toreros in den Sinn, mit denen sie am Vormittag im Kaffee America gewesen war. Welche Beziehungen bestanden zwischen ihr und diesen Männern?

Ich erging mich am Guadalquivir, sah am Hafen den Schiffern zu, hörte auf ihre kadenzenreichen Lieder und steuerte endlich, als die Sonne dem Untergang nahe war, der Kathedrale zu, um die Aussicht von der Höhe des Turmes zu genießen.

Oben war ich ganz allein. Die Sonne stand riesenhaft dicht über dem Horizont. Die Stadt, deren Leben eintönig rauschend empordrang, lag eingehüllt in einen rotgoldenen Duft, hier und da blitzten die Türme der Kirchen in den versinkenden Strahlen auf. Einzelne Rufe hoben sich aus dem Getöse ab, und irgendwo in der Nähe wurde getanzt, der Takt klatschender Hände und das Geklapper der Kastagnetten klang herauf. Am Hafen ragten die Masten und Segel, rosig beschienen, in die Abendluft, und weiter im Westen, außerhalb der Stadt, brachen sich die Lichter der

sinkenden Sonne im Guadalquivir, so daß es aussah, als wandere dort ein Strom flüssigen Goldes durch die andalusischen Felder dem Meere zu. Im Norden erstreckten sich die Hügel, die der Sierra vorgelagert sind, mit hellen Dörfern und lachenden Gärten geschmückt. Einzelne weiße Häuser lagen verstreut durch das ganze Land, und hinter einem goldig-blauen Hügel troff die blutende Sonne zu Grabe, langsam, eine mächtige Kugel. Je tiefer sie sank, desto stiller wurde das Rot der Strahlen, die durch die Landschaft flogen, und als sie endlich ganz hinabgeglitten war und nur noch ihr Abglanz am Horizonte stand, fingen auf den Türmen Sevillas die Abendglocken zu läuten an, erst hier, dann dort, dann allenthalben. Nun brach die Dämmerung herein, die Töne der Farben mischten sich und wurden trübe, und ein kühler Wind machte sich auf, der die Nacht ankündete. Mein Auge umfing noch einmal das stolze Bild, bis zu dem fern dunkelnden Gebirge, dann schritt ich wieder hinunter zur Stadt, wo man eben die Lichter anzündete. Denn ist die

Sonne in jenen Gebieten einmal hinab, so ist auch die Dunkelheit schnell hereingebrochen. Die sanften Übergänge, die dem Norden zu eigen sind, gibt es dort nicht. Dem Winter folgt der Sommer schnell auf den Füßen, und dem Tage die Nacht. Frühling und Dämmerung sind bald zerronnen, und auch die Menschen sind so: aus den schlummernden Kindern blühen rasch die wissenden Männer und Frauen empor, und es fehlt der Frühling in ihren Tagen.

Der Pförtner des Hotels hatte mir eine Karte für eine Proszeniumsloge im Teatro San Fernando besorgt. Der Beginn der Vorstellung war für neun Uhr angesagt. Als ich die Loge zu dieser Stunde betrat, lag das Theater noch ziemlich leer, nur auf den oberen Rängen war Leben. Auch die Musiker stellten sich erst allmählich ein, begannen ihre Instrumente zu stimmen und die Noten aufzuschlagen. Es war halb zehn vorüber, als der Kapellmeister erschien. Man zischte Ruhe, die Ouverture begann, dann öffnete sich die Szene, und das Spiel nahm seinen Anfang. Ich ver-

langte nach dem Augenblick, wo Carmen erscheinen mußte. Endlich kündete die Musik sie an. Sie kam über eine Brücke aus dem Hintergrund, ruhig, in stolzer Haltung, eine Nelke im Mund.

Ihre Stimme war nicht groß, aber rein und melodisch. Das Lied „Draußen am Wall von Sevilla" sang sie verführerisch, halb träumend und schwermütig, beinahe wie ein Kind. Als sie mit „Die Liebe von Zigeunern stammt" die sevillanischen Männer zu verwirren suchte, mußte ich daran denken, daß jetzt irgendwo in einer Loge ein dicker Valencianer die Ohren spitze und summend das Haupt zum Takt bewege.

Ihr Spiel war so, wie es nach ihren Äußerungen bei Tisch zu erwarten war. Sie bewahrte immer etwas Königliches in ihrer Haltung, und ihre Bewegungen waren gemessen, ja kühl. Sie ließ sich nie zu einem übereilten Ausbruch der Leidenschaft hinreißen, nur ein nervöses Auftreten der kleinen weißbeschuhten Füße oder ein krampfhaftes Ballen der Hände ließ mitunter ihre Erregung erkennen. Ihre Kleider waren einfach und

hoben noch die Schlankheit ihrer Figur. In dem unordentlichen Haar hatte sie einige rote Blüten. Als im dritten Akt, in der Gebirgsszene, der unglückliche José, für den sie nichts mehr empfindet, sie in den heiligsten Tönen der Liebe um Gnade anfleht, drehte sie sich langsam eine Zigarette in ihren weißen Fingern und setzte sie in Brand.

Die Wiedergabe der Todesfurcht im letzten Akt war der Gipfel ihrer Leistung. Das Publikum war hingerissen und überhäufte sie mit Beifall. Es war zu bemerken, daß sie am Schluß völlig erschöpft war. Ihr Lächeln, als sie dem Publikum, das sie immer wieder vor die Rampe rief, dankte, war müde, ihre Lippen fahl und die Augen glanzlos. Einmal nickte sie in meine Loge hinüber, wie abwesend. Dann senkte sich der Vorhang zum letztenmal. Das Publikum drängte hinaus. Das Spiel war zu Ende.

Schlendernd ging ich durch die Nacht. Die Lieder der Balbina wollten mir nicht aus dem Ohr, die Bewegungen ihres Körpers tauchten immer wieder vor mir auf. Es war noch lebhaft

in den Straßen Sevillas. Aus den Bodegas kamen Gitarrenklänge und zuweilen das Kastagnettengeklapper und Händeklatschen zu einem Tanz. Der Mond schien, aber er fand nur selten die engen Gassen hinab. Ich ging dem Hotel zu, begab mich auf mein Zimmer, zündete eine Lampe an und machte es mir bequem. Ich legte mich auf den Diwan und dachte an die Vorstellung zurück. Szene auf Szene zog wieder an mir vorüber, und ich suchte mir jede Bewegung, jeden Blick der Balbina in die Erinnerung zurückzurufen. So lag ich grübelnd bis tief in die Nacht. Endlich konnte ich den Luftzug, der von dem geöffneten Fenster herkam, nicht mehr ertragen. Ich erhob mich, wankte, schon halb im Traum, hinüber und schloß das Fenster. Dabei warf ich einen Blick in den Garten, wo das Mondlicht in den Zweigen lag. Der Springbrunnen ging, und die hellen Tropfen des Wassers fielen glitzernd in das steinerne Becken zurück. Es kam mir vor, als säße jemand auf der Marmorbank, die in märchenhaftem Glanz dalag. Aber ich achtete nicht weiter

darauf, ich hatte nicht mehr die Energie, meine erschlafften Gedanken zu sammeln.

Eine bleierne Müdigkeit lastete auf mir. Ich hatte während der Fahrt von Granada her in der vergangenen Nacht kein Auge geschlossen, nun verlangte die Natur ihr Recht. Mir war noch, als hörte ich, da ich das Fenster schloß, die Türme der Stadt eine Morgenstunde anschlagen, doch kam mir nicht mehr zum Bewußtsein, welche. Ich tappte nach dem Diwan zurück, sank auf ihn nieder und fiel in Schlaf.

Es war kein erquickender Schlaf. Das Bild der Balbina trat in ihn hinüber, und bald begann sich ein Traumgesicht zu gestalten, so lebhaft und klar, daß ich noch heute behaupten möchte, es wäre Wahrheit gewesen. Mir ist noch jetzt, als höre ich die Worte der Balbina im Traum jener Nacht und fühle ihr Herz an meinem schlagen. Und oft frage ich mich: War es wirklich nur ein Traum?

Wir saßen nebeneinander im Garten auf der Bank, die Nacht war voller Blüten und Sterne. Die Balbina hatte das weißseidene Kleid der

Carmen an, wie sie es im letzten Akt getragen hatte, weiße Schuhe an den zierlichen Füßen und über dem nächtlichen Haar eine weiße Mantilla. Ich hatte ihr einen Strauß Gardenien gepflückt und an die Brust gesteckt, wo er die Mantilla zusammenhielt. Ich sehe noch das Blutrot der Gardenien auf der weißen Seide und die glatten grünen Blätter dazu. Der Mond kam über die Mauer des Gartens und stieg langsam in die Wedel einer Palme. Die Sterne funkelten, die Fontäne vor uns schoß silberne Perlen in dem bleichen Licht, und Düfte schwebten ringsum, so schwer, daß sie die Sinne verwirrten. Ich hatte den Arm um die Brust der Balbina gelegt, ihre Wange lehnte an meiner. Wir saßen schweigend, lauschten der samtenen Stille der Nacht und sahen dem Spiel des plätschernden Wassers zu.

Als ich am Morgen erwachte, war es heller Tag. Der Kopf war mir benommen, die Glieder wie zerschlagen. Ich begab mich noch nachträglich zu Bett und blieb bis Mittag liegen. An Schlaf war freilich nicht zu denken, das Traumbild der

vergangenen Nacht ließ mich nicht los. Es schien mir unfaßbar, daß ich auf dem Diwan meines Zimmers erwacht war und nicht im Garten, auf der Marmorbank unter den Blüten des Gardenienbaumes.

Als man zum Mittagessen läutete, stand ich auf und ging hinab. Da ich in den Speisesaal trat, schweifte mein Auge zuerst nach dem Platz der Balbina hinüber. Er war leer. Die Unterhaltung bei Tisch schien außergewöhnlich lebhaft zu sein. Ich nahm wieder dort Platz, wo ich am Tag zuvor gesessen hatte.

„Nun," fragte ich, „wo ist denn unsere Carmen heute?"

Man sah mich erstaunt an.

„Aber verehrter Freund —"

„Er weiß es noch nicht."

„Was ist denn geschehen?" fragte ich.

„Lösen Sie uns das Rätsel, wenn Sie können. Die Balbina ist tot."

„Die Balbina ist tot?!"

„Man hat sie heute morgen im Garten gefunden,

auf der Marmorbank neben dem Springbrunnen, wissen Sie. Sie hatte noch das Kostüm der Carmen von gestern abend an, aus weißer Seide, und eine weiße Mantilla über dem Haar. Auf der Brust trug sie einen Gardenienstrauß. Und der Springbrunnen ging."

„Der Arzt meint, der Schlag habe sie gerührt."

„Sie war immer ein Rätsel, gerade wie ihr Tod."

Der Valencianer wiegte, indem er ein Huhn zerlegte, seinen dicken Schädel hin und her und fing zu summen an:

„Die Liebe von Zigeunern stammt,
Sie fragt nach Rechten nicht, Gesetz noch Macht –"

* * *

Aufruhr in Barcelona

Im Frühling des Jahres 19** gab es in Barcelona, wie nicht selten in dieser leicht beweglichen Stadt, geräuschvolle politische Unruhen. Sie steigerten sich diesmal soweit, daß der Ausbruch einer Revolution bevorzustehen schien. Barcelona machte einen unheimlichen Eindruck. Es war, als ob die schwer geladenen Wolken eines Gewitters über der Stadt lasteten. Alle Läden waren verrammelt, die Straßenbahn hatte den Verkehr eingestellt, murrendes Gesindel trieb sich in Horden durch die verödeten Straßen. Frauen und Kinder waren fast nicht zu sehen. Die Guardia civil, das ist die königliche Gendarmerie, eine sehr tüchtige und stattliche Waffe, vor der das Volk seinen Respekt noch immer bewahrt hat, durchritt — auf Kolossen von Pferden — in kleinen Trupps die einzelnen Stadtteile. Die Schutzmannschaft, mit

Revolvern bewaffnet, zeigte sich in bedeutender Verstärkung. Die Geheimpolizei schwärmte überall herum. Die Gefängnisse und die Festung der Stadt, der auf einem Felsen thronende, trotzige Montjuich, waren überfüllt mit Arretierten. Und im Rathause waren die bleichen Räte der Stadt um ihren Alcalde versammelt und dachten mit Zittern an die Drohungen des aufs äußerste gereizten Volkes.

Ich hatte zu jener Zeit gerade eine neue Wohnung in Barcelona bezogen, auf dem Paséo San Juan, einer breiten, mit Platanen bepflanzten Promenade. Unten im Hause befand sich ein Magazin. Über der Eingangstür stand mit großen Lettern: ATAUDES, auf deutsch: Särge.

Es war ein Sargmagazin. Wenn man durch die Glastür des Eingangs blickte, sah man nichts als Särge. Sie ruhten auf Gestellen an den Wänden, sie standen auf dem Erdboden herum, sie füllten alle Ecken. Es waren Särge in allen Größen, allen Formen, allen Farben, — Särge für jeden Geschmack. Es gab kurze und lange,

schmale und breite. Es gab Särge mit lackiertem, gebeiztem und poliertem Holz und Särge mit Tuch bespannt, wie sie die Spanier besonders lieben, mit weißem oder mit schwarzem Tuch. Es gab Särge für Erwachsene und solche für jüngere Leute; und dann gab es auch ganz allerliebste kleine Särglein für schnellverstorbene oder totgeborene Kinder.

Das Sargmagazin gehörte meinem Mietswirt, Herrn Sanchez, und es war ein junges Mädchen darin beschäftigt, das die roh aus der Schreinerei kommenden Totenhäuschen mit Tuch, Perlenschmuck und anderem Zierat zu beschlagen hatte. Es war ein schlankes Kind mit feinem Haar, und sie hieß Conchita, wie mir Herr Sanchez sagte. Wenn ich durch den Hausflur ging, versäumte ich nie, einen Blick durch die meist geöffnete Tür, die von dem Flur in das Magazin führte, zu werfen, um die schöne Conchita über ihre Arbeit geneigt zu sehen. Wir grüßten uns, wenn wir uns auf der Treppe des Hauses begegneten, oder wenn sie mich an der Tür ihrer

Werkstätte vorübergehen sah. Worte hatten wir bisher nicht miteinander gewechselt. Eines Nachmittags, bei beginnender Dämmerung, während draußen tiefer aus der Stadt der Lärm der Tumulte herüberdrang, trat ich in das Sargmagazin ein, um nachzusehen, ob Herr Sanchez, mit dem ich zu sprechen hatte, in der Werkstatt anwesend sei.

Herr Sanchez sei ausgegangen, sagte Conchita, die gerade wieder einen Sarg mit schwarzer Borde beschlug und gebückt auf einem niedrigen Holzschemel saß. Während sie sprach, richtete sie ihr bleiches Gesicht empor. Wie schön sie war! Sie trug ein aschfarbenes Kleid und eine weiße Azalienblüte auf der Brust. Ihr seidenes Haar war so voll Glanz in der Dämmerung, daß man glauben konnte, einige Silberstrahlen des Mondes hätten sich in der vergangenen Nacht hineingestohlen und nicht den Weg zurückgefunden.

Sie bückte sich wieder auf ihre Arbeit, ein Weilchen sah ich ihr schweigend zu, dann kamen wir in ein Gespräch, und ich ließ mich auf einen der Särge nieder, von denen sie ganz umgeben

war. Conchita war keine Katalonierin, das war an ihrer Sprache schnell zu erkennen. Sie sprach weich und süß wie die schmalen Mädchen aus Valladolid. Ich fragte sie, woher sie stamme, und sie erwiderte, daß sie aus Saldaña sei, im Altkastilischen, nahe der Grenze von León.

Sie sah nur selten von der Arbeit auf. Ihre zarten Hände ließen nicht ab, sich geschäftig zu bewegen. An dem kleinen Finger der linken Hand sah ich in dem vergehenden Licht ein goldenes Ringlein blitzen. Einiges seidene Haar fiel ihr in die Stirn, während sie sich niederbeugte. Wenn sie sprach, geschah es langsam und leise. Ihre Stimme war wie Musik in der Dämmerung. Ich hätte mich am liebsten schweigend zurücklehnen, die Augen schließen und hätte Conchita bitten mögen, nur immer so in die Dämmerung zu sprechen, um ihren Worten zu lauschen. So hold sprach sie.

Als ich ihr dann von Deutschland erzählte und sie, indem sie dabei nicht aufhörte, die schwarze Borde mit kleinen Nägeln oben um die Öffnung

des Sarges zu klopfen, mir andächtig lauschte, bemerkte ich auf einmal, wie sie in sich zusammenschrak und hörte sie zugleich einen leichten Schrei ausstoßen. Sie richtete den Kopf empor, und ich erkannte, daß sie totenblaß geworden war.

„Was ist Ihnen?“ fragte ich.

Sie antwortete nicht und führte die zitternde linke Hand an den Mund, um einen roten Blutstropfen von dem Finger fortzutrinken. Mit der rechten deutete sie schweigend in den Sarg. Ich beugte mich vor und sah, daß ein Blutstropfen in den Sarg hinabgefallen war. Conchita hatte sich bei dem Hämmern eine Wunde in den Finger geschlagen, und das Blut war herausgesprungen. Sie sah mit ängstlichen Augen in den Sarg, wo der kleine rote Fleck leuchtend auf dem hellen Holze lag.

„Haben Sie sich sehr wehe getan?“ fragte ich.

Sie schien es nicht zu hören und schwieg, in Gedanken verloren.

„Das ist kein gutes Zeichen,“ meinte sie dann, „es soll ein Teil von mir in diesem Sarge ruhen. Das Blut zieht das andere nach.“

„Aber Conchita," sagte ich und versuchte zu lachen, „was sprechen Sie da! Es ist sehr unrecht, solche Gedanken zu haben."

Sie schüttelte das Haupt.

„Nein," sagte sie, „ich weiß es bestimmt, das Blut zieht das andere nach."

Da sah ich die Azalienblüte so weiß auf ihrer Brust erglänzen, daß mich ein schneller, glücklicher Gedanke anflog. Ich knickte die Blüte ab und warf sie in den Sarg.

„So," sprach ich, „nun hat der Sarg sein Opfer."

Ein Lächeln huschte über die Blässe ihres Gesichts.

„Das wird wohl kaum das rechte sein," sagte sie, „das ist ja nur eine Blume, die welkt auch so."

„Aber wäre das Blut nicht gesprungen, so wäre sie an Ihrer Brust gewelkt und nicht in dem finstern Sarg. Das ist doch ein Unterschied."

„Ich wünschte auch, daß sich der Sarg mit der Blüte zufrieden gäbe," meinte Conchita, — „aber ich glaube es nicht."

„Das wäre ja ein abscheulicher Sarg," entgegnete ich in absichtlich leichtem Ton und erhob mich, um zu gehen.

Ich reichte ihr die Hand, sie legte die ihrige hinein. Sie war kühl und zerbrechlich und zitterte noch immer.

„Ich will jetzt in die Stadt," sagte ich, „um zu sehen, was es Neues gibt. Da, hören Sie, – war das nicht ein Schuß? Bitten Sie Herrn Sanchez, daß er Sie heut abend nach Hause begleitet. Gehen Sie nicht allein über die Straße. Auf Wiedersehen, Conchita."

Ich schritt in die Stadt hinein. Die dämmerigen Straßen des Außenviertels waren fast menschenleer, als seien sie ausgestorben. Die überall fest verschlossenen Läden gaben der Stadt das Aussehen einer Totenstadt. Nur Männer begegneten mir, vereinzelt oder in kleinen Gesellschaften, die erregt diskutierten. Als ich auf den schönen, breiten Paséo de Gracia kam, befand ich mich plötzlich mitten in dem lebhaftesten Treiben. Auf=

geregte Menschenmengen standen beisammen, andere bewegten sich hastig hierin und dahin. Hier fiel ein kühnes Wort, das nach Freiheit verlangte, dort ein Gelächter des Hohns, dort stimmte man die ‚Segadors' an, die Hymne der Katalonier. Die Schutzmannschaft zerstreute hin und wieder eine Horde, aber die Leute schlossen sich immer wieder zusammen. An einzelnen Punkten entstanden kleine Handgemenge zwischen dem Publikum und den herumhorchenden Geheimpolizisten, die es gewagt hatten, jemanden für ein unbedachtes Wort mit dem Handprügel zu strafen. Steine flogen in die Fenster der benachbarten reichen Häuser. Der ganze Paséo war mit Glassplittern der aus den Gaslaternen herausgeschlagenen Scheiben bedeckt. Von Balkons herab wurden Reden gehalten, die einen wurden bejubelt, die anderen niedergeschrieen. Manche erregte Szene spielte sich ab. Die Polizei richtete wenig aus.

Allmählich wandte ich mich zur Universität hinüber. Auf dem Platz vor dem Universitätsgebäude drängten sich Scharen von Murrenden.

Die Studenten, die in Spanien immer die Ersten sind, wenn es gilt, politisch zu demonstrieren, hatten die Holzbänke aus den Hörsälen herausgeschafft und eine Barrikade gebaut. Immer neue Bänke schleppten sie herbei, lärmend, mit erregten Gesichtern, und türmten sie übereinander. Nun trat ein schlanker Bursche auf die Barrikade und schwang in emporgereckter Hand die rot und gelb gewürfelte katalonische Fahne. Es war ein bildhübscher Geselle und blutjung, mit schwarzen Locken und einem ersten Flaum über den Lippen. Er hatte einen großkrempigen Hut malerisch auf den Kopf zurückgestülpt. So stand er da, leuchtenden Auges, und rief mit lauter Stimme, von seinen Genossen im Chor begleitet: Nieder die Monarchie! Es lebe Katalonien! Es lebe die Freiheit!

Einige Mannschaften der Guardia civil kamen gegen die Barrikade vorgeritten, indem sie die Menschenmenge mit ihren Pferden zerteilten. Der Jüngling auf der Höhe feuerte, die Fahne schwingend, eine Pistole gegen die heranreitende

Staatsgewalt ab. Da sprengte einer aus der Guardia flink bis an die Barrikade vor, zog den Säbel, erhob sich im Sattel und ließ die Klinge mit Wucht auf die Schulter des Burschen niedersausen, so daß sie tief in die Brust eindrang. Der Student brach zusammen, die Fahne versank in die Tiefe.

Das Volk, kreischend wie eine gequälte Katze, fiel über die Guardia civil her und suchte ihr die Waffen zu entreißen. Noch einige Schüsse fielen. Alles fluchte, heulte, mit dem Ausdruck des Entsetzens und der Verzweiflung in den Mienen, und reckte die Fäuste auf. Ich wandte mich von diesem Bilde des Schreckens ab und schritt langsam die ruhigere Rambla hinunter. Hier befinden sich sonst die Blumenstände, wo die katalonischen Mädchen die Blüten verkaufen, die vor den Toren Barcelonas wachsen. Ich hätte gern eine frische Azalienblüte für Conchita erstanden, aber heute hatte es keinen Sinn, nach Blumen auf der Rambla zu suchen. Wo sonst die Rosen und Nelken waren, hockten heute

dunkle Männerhaufen, flammten zornige Augen und erhitzten sich republikanische Gemüter.

So schlenderte ich bis zum Hafen hinab, nahm ein Boot und ließ mich aufs Meer hinausrudern, um dem Getriebe der Menschen auf eine Weile entrückt zu sein. Es war ein herrlich stiller Abend und wehte kaum ein Luftzug über das Wasser. Ich streckte mich rücklings über den Steuerkasten, und während ich so, kaum merklich, durch die kühle Dunkelheit fuhr, sah ich am Himmel die ersten Sterne sich mit Funkeln um die silberne Sichel des Mondes scharen. Ich zwang mich, nicht mehr an das wirre Leben in der Stadt zu denken und fühlte bald nur noch den Abend und den milden Glanz der Gestirne.

Dann ging es wieder an Land zurück. An dem hübschen Stadtpark vorüber, in dessen Mimosen=bäumen allerlei Vögel lärmten, schritt ich meiner Wohnung zu. Wie schade, daß ich keine Blume für Conchita hatte. Unten im Flur von Herrn Sanchez' Hause sah ich die alte Schließerin mit bewegter Miene tatlos vor der Tür stehen, die in

Conchitas Werkstatt führte. Es mußte irgend etwas nicht in Ordnung sein.

„Was ist vorgefallen?" fragte ich die Frau.

Die Alte legte die Hand vor den Mund, zum Zeichen, daß ich schweigen solle. Dann winkte sie mir und öffnete sachte die Tür, die in das Magazin führte. Da saß Conchita im Schein einer Gasflamme und weinte. Sie hatte sich mit dem Oberkörper über einen Sarg geworfen und hielt ihn mit den Armen umklammert. Das flackernde Gaslicht spielte in ihrem Haar. Zuweilen erschütterte ein Schluchzen ihren jungen Körper. Sie hörte und sah nichts um sich her, ganz ihrem Schmerze hingegeben. Es war ein Bild zum Erbarmen.

Die Schließerin legte die Tür wieder behutsam ins Schloß.

„Warum weint sie?" fragte ich.

„Um den Sarg", antwortete die Alte.

„Um den Sarg?"

„Er wird ihrem Liebsten eine Ruhestatt sein. Sie haben ihren Liebsten erschlagen."

Nun wußte ich alles. Während ich in einem dumpfen Empfinden die Treppe hinaufstieg, sah ich in Gedanken wieder den schönen Studenten auf der Barrikade stehen, wie er mit blitzendem Auge die Fahne seiner Heimat schwang. Armer Bursche, arme, bleiche Conchita.

Oben in meinem Zimmer öffnete ich das Fenster und trat auf den Balkon hinaus. Auch von hier war die Sichel des Mondes zu sehen und auch ein silberner Strich des Meeres, das in der Ferne blinkte. Aus der Tiefe der Stadt drang das Lärmen der erregten Menschen noch immer herüber. Mitunter trug die Luft einzelne brausende Takte der unheimlichen ‚Segadors' herbei. Und dann, ohne Ende, die Rufe:

Nieder die Monarchie! .... Es lebe die Republik! ... Es lebe die Freiheit! .... Es lebe die Freiheit! .... Es .... lebe .... die ... Frei ... heit ...!

* * *

In einer kleinen Stadt

Ich bin Dozent für deutsche Geschichte an der Universität X. Auf die Vermutung eines befreundeten Gelehrten hin, daß auf dem alten Grafenschlosse Lormitz in der Altmark wertvolle Manuskripte aus dem sechzehnten Jahrhundert verborgen liegen müßten, beschloß ich das Schloß aufzusuchen und richtete an den Grafen Bernhard vom Hagen auf Lormitz die Anfrage, ob er mir erlauben wolle, in der Bibliothek seines Schlosses einige Tage zu arbeiten. Ich erhielt umgehend ein mit dem Siegel des Grafen versehenes Schreiben, in dem mir mitgeteilt wurde, Graf Bernhard sei zwar schwer erkrankt, doch sei es mir gern erlaubt, die Schloßbibliothek zu Arbeitszwecken zu benutzen. Am nächsten Morgen dampfte ich, ausgerüstet mit dem Empfehlungsschreiben meines Hausarztes an einen seiner Jugendfreunde, den Kaufmann Freytag in Lormitz, nach der Altmark ab.

Das Städtchen erwies sich als ein stiller, altertümlicher Ort, reich an malerischen Giebelhäusern. An seinem Ende ragte das Schloß auf. Es lag an einem kleinen Fluß und war ein trotziger, ziemlich verwahrloster Bau aus gedunkeltem Sandstein, an einzelnen Stellen von Efeu umrankt. Hinter dem Bau dehnte sich ein weitläufiger Park mit riesigen alten Bäumen, und ein flüchtiger Blick in diese Einsamkeit verriet, daß auch hier eine pflegende Hand seit langem nicht mehr gewaltet hatte.

Ich trat in das schöne, geöffnete Portal, ein Diener führte mich in das Zimmer des Schloßverwalters. Ich nannte meinen Namen und erkundigte mich nach dem Befinden des Grafen. Ein bedenkliches Wiegen des Kopfes war die Antwort. Darauf fragte ich, ob ich mich am nächsten Morgen zu einem ersten Besuch der Bibliothek einstellen dürfe und erhielt zur Antwort, daß mir der Besuch jener Räume zu jeder Stunde gern gestattet sei. Als ich das Schloß wieder verließ, brach die Dämmerung herein, und

die alten Mauern und ihre stillen Fenster spiegelten sich wie ein wehmütiges Träumen der Vergangenheit in dem träge rinnenden Flusse.

Ich ließ mich nach der Wohnung des Herrn Freytag weisen und lernte einen rüstigen Fünfziger kennen, der mich, nachdem ich ihm den Brief seines Freundes überreicht hatte, in liebenswürdiger Weise willkommen hieß. Wir ließen uns in seinem geräumigen Arbeitszimmer in Gesellschaft der vortrefflichsten Habanas nieder und plauderten. Als ich mich nach den Verhältnissen auf dem Schloß erkundigte, stieß Herr Freytag ein paar Rauchwolken vor sich in die Dämmerung und sagte:

„Ein böses Thema, auf das wir da kommen. Unser armes Schloß, — es wird bald alles zu Ende sein."

„Wieso?" fragte ich.

„Der Graf macht es nicht mehr lange. Er ist der letzte seines Stammes. Mit ihm erlischt die Familie, und das Schloß fällt an das Reich zurück."

„Was für ein Mensch ist dieser Graf?"

„Einer von den schlimmsten. Er ist ein Mann, mit dem man die kleinen Kinder schreckt. Jahrelang war unser Schloß eine Art Sündenburg, mit Hallo und Hussa, in einem ewigen wüsten Taumel. Dann ist er viele Jahre fort gewesen und hat sein Vermögen allmählich in Ostende und Nizza verspielt. Nach und nach ist seine Gesundheit in die Brüche gegangen, und nun haben wir ihn wieder hier, um ihn bei Gelegenheit in die Grube zu senken."

Herr Freytag machte eine kleine Pause, strich die Asche seiner Zigarre ab und fuhr dann fort:

„Ich bin einmal in nähere Beziehungen zu seinem Dasein getreten. Es gab in unserem Ort ein bildhübsches Mädchen, die schöne Gustel wurde sie genannt, armer Eltern Kind. Graf Bernhard, dem ihre Schönheit nicht verborgen blieb, wußte es einzurichten, daß sie eines Tages als Dienerin aufs Schloß kam. Es dauerte nicht lange, da war das Unglück hereingebrochen, und als er ihrer satt und müde war, wies er sie auf die

Straße. Das väterliche Haus blieb der Ärmsten verschlossen, aber auch die anderen Leute des Ortes riegelten die Türen vor dem Mädchen zu. Meine Frau und ich ärgerten uns über die Dummheit der Menschen, und da wir gerade ein paar Zimmer in unserem Hause, drüben auf der anderen Seite des Korridors, gut entbehren konnten, gaben wir sie ihr. Meine Frau wußte es einzurichten, daß die kränkliche Gustel allerlei Handarbeit zugewiesen bekam, die ihr über die Not des Lebens einigermaßen hinweghalf.

Dann gebar sie ein Kind und nannte den Jungen Liebetraut. Es war ein unseliges Wurm, hatte blöde Augen, und der Körper war mißgestaltet. Aber es blieb am Leben und wuchs heran, und als es ein kleiner Geselle von vier, fünf Jahren war, gab man ihm ein Paar Krücklein unter die Arme, an denen es sich mühsam hinweghalf. Die anderen Kinder wollten von der häßlichen Gestalt nichts wissen, sie hatten eine heimliche Angst davor. Aber an unserem Tiras, einem alten Neufundländer, hatte es einen treuen

Kameraden und Beschützer. Der Hund ließ sich alles von dem Kleinen gefallen, und wenn sich die beiden zusammen auf der Straße zeigten, so wagte es kein vordreister Junge, den kleinen Krückenmann zu schmähen, was sonst nicht selten geschah. Eines Tages, es war mitten in der Sommerhitze, unternahmen die beiden Freunde, Tiras und der humpelnde Liebetraut, einen Spaziergang vor die Tore der Stadt, dem Flusse zu. Draußen auf der Landstraße kam ihnen ein Reiter entgegen. Es war Graf Bernhard. Das Pferd des Grafen, so heißt es, scheute. Er vermochte es nicht zu zügeln und nicht zu verhindern, daß das Tier dem blassen Kinde, das nicht so schnell ausweichen konnte, einen Schlag mit dem Huf versetzte. Andere wollen es besser wissen und erzählen sich mit leiser Stimme, Graf Bernhard habe wohl gewußt, was er getan und habe nur die günstige Gelegenheit benutzt, der kleinen Mißgeburt den Weg aus dem Leben zu erleichtern. Wie dem auch sei: der kleine Mann lag da, bewußtlos, mit blutendem Schädel, und die beiden Krücken lagen neben

ihm. Tiras soll nach dem Geschehenen schäumend an dem Reiter emporgesprungen sein und ihm das Kleid zerfetzt haben, doch ohne ihn ernstlich zu verletzen. Der Hund hinkte und verkroch sich, als er nach Haus zurückkam. Das arme Vieh konnte nicht reden, aber es werden wohl die Peitschenhiebe des Grafen gewesen sein, in denen seine Schmerzen ihre Ursache hatten.

Der blutende Liebetraut wurde seiner Mutter bewußtlos ins Haus getragen. Der Arzt kam und schüttelte den Kopf. Er verband den Kleinen, man brachte ihn ins Bett, und dort hat er noch drei Wochen gelegen, von seiner zarten Mutter gepflegt und behütet. Dann tat er schweigend die müden Augen zu und rührte sich nicht mehr. Die Gustel warf sich über ihn hinweg und klagte laut. Es war rührend zu hören, mit welchen überschwenglichen Liebesworten sie den kleinen häßlichen Balg überschüttete. Sie wollte ihn kaum hergeben, als man kam, ihn in die Grube zu legen. Und als sie dann allein war, wandelte sie im Hause herum wie ein lebloser Schatten.

Langsam siechte sie hin. Noch kein Jahr war seit dem Tode des Kindes verstrichen, da schafften wir auch sie hinaus und gruben sie zur Seite des kleinen Liebetraut ein.

Morgen werde ich Ihnen ein Bild der schönen Gustel zeigen, und Sie werden mit Entzücken sehen, wieviel Lieblichkeit in diesen bleichen Zügen war. Mein Junge, der Student, der ein halber Maler ist, hat sie abkonterfeit. Das Bild hängt drüben im Korridor. Ich würde Sie sogleich hinüberführen, damit Sie es sähen, wenn es nicht so hoch hinge und deshalb für eine Betrachtung bei Tage geeigneter wäre."

Das Hausmädchen brachte die Lampe, und hinter ihr stahlen sich die beiden jüngsten Freytagschen Kinder ins Zimmer, ein etwa zwölfjähriges Fräulein, mit Namen Gertrud, und Fritz, ein Junge von neun Jahren. Bald darauf erschien auch die Dame des Hauses. Sie lud uns in liebenswürdiger Weise zum Abendessen ein, und kurz darauf begaben wir uns gemeinsam in das Eßzimmer hinüber. Der kleine Fritz hatte sich ver-

traulich an meinen Arm gehängt, und bald saßen wir behaglich um den runden Familientisch, ließen es uns schmecken und plauderten in angeregter Stimmung, ohne das Thema vom Schlosse wieder zu berühren.

Nach Tisch blieb man noch gemütlich bei einer Tasse Tee versammelt, dann kam die Stunde, wo die Kinder sich zu Bett begeben mußten. Sie verabschiedeten sich, das Hausmädchen brachte die blonde Gertrud auf ihr Zimmer, und der pausbäckige Fritz schritt mit einem Leuchter in der Hand zum Korridor hinaus, um sich in sein drüben gelegenes Schlafgemach zu verfügen. Einige Augenblicke blieben wir Erwachsenen allein, dann öffnete sich die Tür, und der kleine Fritz stand totenbleich, zitternd, und ohne ein Wort sprechen zu können, vor uns in dem Türrahmen. Frau Freytag schrie auf, stürzte an die Tür und schlang die Arme um ihr Kind. Auch der Vater hatte sich erhoben, aufs äußerste bestürzt. Der Knabe wurde an den Tisch geführt, die Eltern liebkosten ihn und fragten, was geschehen sei. Fritz hatte leise

zu weinen angefangen und konnte noch immer nicht sprechen. Endlich rang es sich von seinen Lippen los:

„In – meinem Bett – es – liegt – einer – in – meinem – Bett –.“

Das Kind schüttelte sich, und der Schrecken, den es erlebt hatte, schien von neuem vor das Geschöpfchen hinzutreten.

Wir sahen uns überrascht an. Der Vater fragte den Knaben begütigend:

„In deinem Bett, Kind? Du hast dich sicher getäuscht. Das Licht hat geflackert, und du hast nicht klar gesehen.“

„Nein, nein, Papa, – es liegt darin – es ist – der kleine – Liebetraut –.“

Der Vater zündete schweigend eine kleine Lampe an und ging, um nachzusehen. Ich folgte ihm. Als wir in den Korridor traten, gab es dicht vor uns einen markerschütternden Knall, dann ein Geklirr, wie von zersplitterndem Glas. Zugleich hörten wir, daß Frau Freytag in Schrecken über das Getöse einen Schrei ausstieß.

Als wir näher hinsahen, was geschehen sei, fanden wir, daß das Bild der schönen Gustel von der Wand gefallen war. Wir schritten daran vorüber in das Schlafzimmer des Kindes. In dem Bett lag niemand. Die Kissen waren unberührt. Wir blickten in alle Ecken und Winkel, es war nichts zu finden.

„Es ist eigentümlich," sagte Herr Freytag, „in diesem Bettchen ist der kleine Liebetraut gestorben."

Dann begaben wir uns ins Eßzimmer zurück. Im Korridor mußten wir wieder an dem herabgefallenen Bilde vorbei, ein paar Glassplitter knirschten unter unseren Füßen. Herr Freytag nahm das Bild mit ins Zimmer und lehnte es an die Wand. Der kleine Fritz war unterdessen auf dem Schoß seiner Mutter ein wenig ruhiger geworden.

„Es ist nichts da," sagte Herr Freytag mit einem Lächeln, „Mein Fritz hat mit offenen Augen einen Traum gesehen."

Dann küßte er das Kind. Dies aber schüttelte den Kopf.

„Ich habe es gesehen," sagte es und blieb dabei.

Die Mutter nahm den eingeschüchterten Knaben mit in das Schlafgemach der Eltern und brachte ihn dort zu Bett. Herr Freytag und ich begaben uns in das Arbeitszimmer und ließen uns in den ledernen Klubsesseln nieder. Vor uns auf einem Stuhl lehnte das Bild der schönen Gustel mit den großen Schmerzensaugen. Nach einer Weile hörten wir draußen dicht vor dem Hause den Nachtwächter die Stunde rufen. Kurz darauf klopfte es an den geschlossenen Fensterladen. Herr Freytag erhob sich, trat an das Fenster, öffnete es und fragte:

„Wer ist da?"

„Ich bin's. Der Krischan." ertönte es draußen.

„Es ist der Nachtwächter," erklärte mir Herr Freytag. Dann öffnete er eine Luke in dem Holzladen. Von draußen kam es:

„Wissen Sie schon das Neueste, Herr?"

„Was ist denn los, Krischan?"

„Unser Jraf is dot."

„Der Graf?"

„Ja. Der Deubel hat ihn jeholt. In seiner letzten Stunde hat er bloß noch von seiner toten Liebsten phantasiert, die hier bei Ihnen jewohnt hat, und von dem kleinen Liebetraut. Jott sei ihren Seelen jnädig. Gun Nacht, Herr."

„Gun Nacht, Krischan."

* * *



Inhalt

Die Bücher
von
Hans Bethge:

Satuila oder Vom Zauber der Südsee, ein Idyll; Gyldendalscher Verlag, Berlin.

Tagebuch am Meer; ebenda.

Die Kurtisane Jamaica, Novellen; ebenda.

Lieder an eine Kunstreiterin; ebenda.

Saitenspiel, Gedichte; ebenda.

Wilhelm Lehmbruck zum Gedächtnis (Worte am Grabe; Ode an Lehmbruck; Verse auf einen Mädchenkopf); ebenda.

Jens Peter Jacobsen, ein Versuch, mit einer Steinzeichnung von Fr. Ahlers-Hestermann; bei Axel Juncker, Berlin.

Orientalische Versbücher
von
Hans Bethge:

Die indische Harfe, Gyldendalscher Verlag, Berlin.

Das türkische Liederbuch, ebenda.

Omar Khayam, ebenda.

Die chinesische Flöte, Inselverlag, Leipzig.

Hafis, ebenda.

Japanischer Frühling, ebenda.

Arabische Nächte, ebenda.

Pfirsichblüten aus China, bei Ernst Rowohlt, Berlin.

Der Druck des Buches erfolgte in der Druckerei von Gebr. Mann zu Berlin. Die Einbandzeichnung ist von Walter Tiemann.



